



Leseprobe

Hannah Rothschild

Die Launenhaftigkeit der Liebe

Roman

»Ein fesselnder Kunstkrimi über das bizarre Leben der Superreichen, die Welt der alten Meister und eine berührende Liebesgeschichte. Ein Muss auch für >Distelfink<-Fans.« *stern*

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



Seiten: 512

Erscheinungstermin: 09. Januar 2018

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

»Ein hinreißender Kunstkrimi mit Lovestory« **B. Z. am Sonntag**

Annie ist auf der Suche nach einem Geschenk. In einem Londoner Trödeladen kauft die junge Köchin ein verstaubtes Gemälde für ihren neuen Freund und wird dann doch abends von ihm sitzen gelassen. Das unscheinbare Bild aber bleibt und stellt ihr ganzes Leben auf den Kopf, denn es scheint viel mehr wert zu sein, als sie ursprünglich dachte. Schon bald sind schwerreiche russische Oligarchen, die Gattin eines Ölscheichs und ein Gangster-Rapper hinter Annies Zufallsfund her. Als die junge Frau auch noch ins Visier einer skrupellosen Kunsthändlerfamilie gerät, scheint sie alles zu verlieren – und findet ganz unerwartet eine neue Liebe ...



Autor

Hannah Rothschild

Hannah Rothschild, 1962 geboren, entstammt der berühmten Bankiersfamilie und arbeitet als Autorin und Filmregisseurin. Sie engagiert sich seit vielen Jahren in den Kuratorien renommierter Museen und steht seit 2015 als erste Frau dem Board der National Gallery vor. »Die Launenhaftigkeit der Liebe« wurde mit dem »Bollinger Everyman Wodehouse Prize for Comic Fiction« ausgezeichnet und ist in zehn Ländern erschienen.

HANNAH ROTHSCHILD, 1962 geboren, entstammt der berühmten Bankiersfamilie und arbeitet als Autorin und Filmregisseurin. Sie engagiert sich seit vielen Jahren in den Kuratorien renommierter Museen und steht seit 2015 als erste Frau dem Board der National Gallery vor. *Die Launenhaftigkeit der Liebe* wurde mit dem »Bollinger Everyman Wodehouse Prize for Comic Fiction« ausgezeichnet und ist in zehn Ländern erschienen.

Die Launenhaftigkeit der Liebe in der Presse:

»Ein hinreißender Kunstkrimi mit Lovestory!«
B.Z. am Sonntag

»Eine bitterböse, beeindruckend genaue Karikatur der Kunstszene und eine Reflexion darüber, was Kunst wert ist – und was Liebe.«
Welt am Sonntag

»Die Autorin kennt sich bestens in der Szene aus, die sie in ihrem spannenden Debüt genüsslich seziert.«
Gala

Besuchen Sie uns auf www.penguin-verlag.de und Facebook.

Die englische Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel
»*The Improbability of Love*« bei Bloomsbury, London.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese
nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt
der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noor1967

3. Auflage

Copyright © Hannah Rothschild 2015

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2016 by

Deutsche Verlags-Anstalt, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Covergestaltung: www.buerosued.de

nach einem Entwurf von Designbüro Lübbecke, Naumann, Thoben

Covermotiv: Fotolia (quka; Extezy)

Satz, Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-10204-5

www.penguin-verlag.de

Prolog

Die Auktion (3. Juli)

Es sollte der Verkauf des Jahrhunderts werden.

Schon in den frühen Morgenstunden hatte sich eine Menschentraube gebildet, und am Spätnachmittag reichte sie vom monumentalen grauen Säulenvorbau des Auktionshauses Monachorum & Sons (gegr. 1756) über den breiten Bürgersteig bis hinaus in die Houghton Street. Am Mittag wurden Absperrungen errichtet, um einen Durchgang frei zu halten, und nachmittags um vier rollten zwei uniformierte Monachorum-Türsteher einen dicken roten Teppich von den kannelierten dorischen Säulen bis zum Ende des Bürgersteigs aus. Die Sonne brannte auf die Menschenmenge nieder, und das Auktionshaus verteilte als wohlwollende Geste Wasserflaschen und Eis am Stiel. Als Big Ben sechs dumpfe Schläge von sich gab, leitete die Polizei den normalen Verkehr um und schickte zwei berittene Beamte und acht Beamte zu Fuß los, um die Straße zu patrouillieren. Die Paparazzi mit ihren Trittleitern, Laptops und diversen Objektiven wurden in einem kleinen Gehege am Rand eingepfercht, von wo sie sehnsüchtige Blicke durch die Tür auf drei Fernsehteams und die akkreditierten Journalisten warfen, die von innen über das Ereignis berichten durften.

»Was ist denn hier los?«, fragte ein Passant eine Frau aus der Menge.

»Die verkaufen dieses Bild, das aus den Nachrichten«, erklärte Felicia Speers, die seit dem Frühstück dort war. »*Die Lasterhaftigkeit der Liebe.*«

»*Die Launenhaftigkeit der Liebe*«, berichtigte sie ihre Freundin Dawn Morelos. »Launenhaftigkeit«, wiederholte sie Silbe für Silbe.

»Meinetwegen. Weiß doch eh jeder, worum's geht«, sagte Felicia lachend.

»Rechnen die mit Problemen?«, fragte der Passant und blickte von den Polizeipferden hinüber zu den bulligen hauseigenen Securityleuten.

»Das nicht – aber mit allen möglichen Promis«, sagte Dawn und hielt ihr Smartphone sowie ein Autogrammbuch mit dem Schriftzug »Popstars und Prinzen« in goldgestanzten Lettern in die Höhe.

»So viel Wirbel um ein Bild?«, fragte der Passant.

»Es ist ja wohl nicht irgendein Bild«, sagte Felicia. »Lesen Sie denn keine Zeitung?«

Auf dem breiten Treppenabsatz vor dem Monachorum-Auktionshaus standen vier junge Frauen in schwarzen Kleidern und Highheels mit Klemmbrettern und warteten darauf, Namen abzuhaken. Die Veranstaltung war nur für geladene Gäste. Aus bestimmten Winkeln konnte die Menge draußen einen Blick auf das feudale Interieur erhaschen. Das Monachorum-Haus war der einstige Londoner Sitz der Dukes of Dartmouth und gehörte zu den prächtigsten noch existierenden palladianischen Palästen Europas. Die Halle war groß genug, um darin zwei Doppeldeckerbusse nebeneinander zu parken. Die Stuckdecke, eine Orgie mit Putten und anmutigen Seejungfrauen, war in Rosa- und Goldtönen gehalten. Eine gewaltige Treppe, die breit genug war für acht Reiter Seite an Seite, führte nach oben in den großen Verkaufsraum, ein Atrium aus grün-weißem Marmor, das drei Rotunden von oben erhellten. Es war in verschiedener Hinsicht eher unpassend für das Hängen und Präsentieren von Kunst; ideal jedoch, um eine überwältigende Ehrfurcht und Begehren auszulösen.

In einem Nebenraum erhielten zwei Dutzend makellos herausgeputzte junge Männer und Frauen letzte Anweisungen. Zum Glück sorgte die Klimaanlage an diesem heißesten aller Abende für gleichbleibende achtzehn Grad. Der Hauptauktionator und Drahtzieher des Verkaufs, Earl Beachendon, stand in Abendgarderobe vor ihnen.

Er sprach mit fester ruhiger Stimme, die geschliffen war von acht Generationen aristokratischen Lebens und einer unerschütterlichen Gewissheit der eigenen Überlegenheit. Beachendon hatte in Eton und Oxford studiert, doch aufgrund der Schwäche seines Vaters für den Roulette-Tisch war der achte Earl das erste Mitglied seiner illustren Familie, das einer regulären Beschäftigung nachging.

Earl Beachendon lobte sein Team. In den vier Wochen zuvor hatten sie geprobt, alle Eventualitäten von einem Fersenbruch bis hin zu einem Attentatsversuch durchgespielt. Jetzt, wo Presse aus aller Welt und viele der wichtigsten Kunden des Hauses hier versammelt waren, war es unabdingbar, dass die Veranstaltung mit der Präzision eines Schweizer Uhrwerks ablief. Dieser Abend würde eine Wende in der Geschichte des Kunstmarkts markieren: Man ging davon aus, die bisherige Rekordsumme für ein einzelnes Gemälde zu übertreffen.

»Wir stehen im Mittelpunkt des internationalen medialen Interesses«, sagte Beachendon zu seinem andächtig lauschenden Publikum. »Hunderttausende von Augenpaaren sind auf uns gerichtet. Ein winziger Fehler, und aus dem größten Triumph wird ein Fiasko. Es geht hier nicht nur um Monachorum, um unsere Prämien oder den Verkauf eines Gemäldes. Diese Veranstaltung wird eine Industrie widerspiegeln, die jährlich über einhundert Milliarden Dollar umsetzt, und die Art und Weise, wie wir den Abend gestalten, wird über Zeiten und Kontinente hinweg eine Botschaft aussenden. Ich muss Sie nicht eigens daran erinnern, dass wir uns auf internationalem Parkett bewegen. Es wird Zeit, dass unsere Arbeit als Beitrag zur Völkerverständigung anerkannt wird.«

»Wenn's weiter nichts ist, my Lord«, scherzte jemand.

Earl Beachendon ignorierte den Einwurf seines Mitarbeiters. »Nach unseren Informationen werden Ihre Schäfchen als höchste Bieter auftreten – es ist Ihre Aufgabe, sie zu bezirzen und zu ermuntern, den einen entscheidenden Schritt zu gehen. Überzeugen Sie sie, dass im Kauf Größe liegt; entfachen Sie Neugier und Ehrgeiz. Ziehen Sie alle Register. Schmieren Sie den Leuten Honig ums Maul, und zwar nach allen Regeln der Kunst. Erinnern Sie sie daran, wie beson-

ders, wie unverzichtbar, wie talentiert, wie reich sie sind, und vor allem, dass sie nur hier, in diesem Haus, wirklich geschätzt und verstanden werden. Vergessen Sie für einen Abend Freundschaft und Moral: Konzentrieren Sie sich ausschließlich aufs Gewinnen.«

Beachendon sah reihum in die Gesichter, die gerötet waren vor Aufregung.

»Sie haben dafür zu sorgen, dass die Ihnen zugewiesenen Gäste sich als etwas Besonderes fühlen. Als etwas *ganz* Besonderes. Selbst wenn der angestrebte Kauf nicht zustande kommt, möchte ich, dass diese hochvermögenden Premium-Kunden nachher mit dem innigen Wunsch unser Haus verlassen, bald wiederzukommen und die nächste Runde zu gewinnen. Niemand darf sich als Verlierer fühlen, oder als weniger wichtig; alle müssen das Gefühl haben, dass es ganz knapp war, dass sie beim nächsten Mal den Zuschlag bekommen könnten.«

Beachendon lief am Spalier seiner Mitarbeiter entlang und blickte jedem ins Gesicht. Für sie war der Abend eine aufregende Erfahrung, an dessen Ende eine potenzielle Prämie winkte; für ihn ging es ums nackte Überleben, nicht mehr und nicht weniger.

»Denken Sie bitte daran, vor allem Sie, meine Damen, man erwartet von Ihnen, dass Sie dienen und beglücken. Ich überlasse es Ihnen, wie Sie dieses ›Dienen und Beglücken‹ interpretieren. Hauptsache, es bleibt diskret.« Nervöses Gelächter breitete sich in den Reihen aus.

»Wenn ich jetzt die Namen der Gäste vorlese, möchte ich, dass der jeweilige Betreuer vortritt. Sie alle sollten sich mit Erscheinungsbild, Vorlieben, Aversionen und den kleinen Sünden Ihres Schützlings vertraut gemacht haben.« Beachendon hielt kurz inne, bevor er seinen einstudierten, bewusst politisch inkorrekten Witz platzierte: »Den Moslems keinen Schnaps anbieten und den Juden kein Schinkensandwich.«

Gefälliges Gelächter aus dem Publikum.

»Wer ist zuständig für Wladimir Antipowski und Dimitri Woldakow?«

Zwei junge Frauen, eine in eng sitzendem Taft, die andere in einem rückenfreien grünen Seidenkleid, hoben die Hand.

»Venetia und Flora, denken Sie dran, die beiden sind sich spinnefeind. Wir haben sie dazu gebracht, ihre Bodyguards auf ein Minimum zu beschränken und ihre Waffen zu Hause zu lassen: Vorbeugen ist die beste Politik. Lassen Sie sie auf keinen Fall aufeinander los. Verstanden?«

Venetia und Flora nickten.

Beachendon warf einen Blick auf seine Liste und las den nächsten Namen vor. »Seine Majestät, der Emir und Ihre Majestät, die Sheikha von Alwabbi.«

Tabitha Rowley-Hutchinson, die erfahrenste Kundenbetreuerin, war ganz in königsblauen Satin gehüllt; nur ihr langer Hals und ihre zierlichen Handgelenke blieben frei.

»Tabitha – welche Themen werden Sie unter allen Umständen vermeiden?«

»Ich werde weder Alwabbis mutmaßliche Unterstützung von al-Qaida zur Sprache bringen, noch die Nebenfrauen des Emirs, noch die Menschenrechtsverletzungen in seinem Land.«

»Li Han Ta. Sind Sie gründlich gebrieft worden zu Mr Lee Lan Fok?«

Li Han Ta nickte ernst.

»Denken Sie daran: Auch wenn die Chinesen vielleicht heute noch nicht zum Zuge kommen – sie sind die Zukunft.« Er sah sich im Zimmer um und erkannte, dass sich alle einig waren.

»Wer ist zuständig für Seine Exzellenz, den französischen Staatspräsidenten?«

Marie de Nancy trug einen blauen Seidenfrack und passende Hosen.

»Ich werde ihn zum Thema Käse, zu seiner First Lady und zur französischen Malerei befragen, aber kein Wort zum erneuten britischen Sieg bei der Tour de France, zu seiner Geliebten oder seinem Popularitätsverlust fallenlassen«, sagte sie.

Beachendon nickte. »Wer kümmert sich um Kulturminister Barnaby Damson?«

Ein junger Mann tänzelte nach vorn. Er trug einen rosafarbenen Samtanzug und seine Haare waren zu einer Elvistolle frisiert.

Beachendon stöhnte. »Bitte etwas mehr Zurückhaltung – der Minister mag durchaus dieser Gesinnung sein, aber doch nicht vor den Augen der halben Welt.«

»Ich dachte, ich plaudere mit ihm über Ballett – er liebt das Ballett.«

»Halten Sie sich an Fußball und Kino«, befahl Beachendon.

»Wen haben wir für Mr M. Power Dub-Box?«

In den letzten Monaten hatte der international erfolgreichste Rapper die Kunstwelt in Erstaunen versetzt, indem er mehrere Kunstwerke mit Kultstatus erstand. Mit seinen gut zwei Metern Körpergröße, 250 Kilogramm Gewicht und den schwarzen Anzugträgern sowie halbnackten Frauen, die ihn jederzeit umgaben, war er nicht zu verfehlen und offenbar auch nicht zu bremsen. Seine berüchtigten, von Drogen und Alkohol begleiteten öffentlichen Auftritte hatten schon zu zahlreichen Verhaftungen, wenn auch bislang zu keiner Verurteilung geführt. Zwei großgewachsene Männer im Smoking traten nach vorn. Wassili war ehemaliger Mittelgewichts-Champion und Elmore hatte in Harvard Sport studiert.

Beachendon blickte hinauf zu den beiden Männern und sandte ein stilles Dankeschön an die Personalabteilung, die in einer Welt von zartgliedrigen Ästheten diese Kolosse aufgetrieben hatte.

»Weiter im Text. Wer passt auf Stevie Brent auf?«, fragte Beachendon.

In ihrem gestreiften Miniröckchen und dem Miedertop wirkte Dotty Fairclough-Hawes wie ein amerikanischer Cheerleader.

»Sind wir hier beim Baseball-Endspiel?«, fragte Beachendon schroff.

»Ich dachte, das gibt ihm ein Gefühl von Heimat«, sagte Dotty.

»Der Mann ist Hedgefonds-Manager, der von seinen katastrophalen Verlusten ablenken will. Das Letzte, was er braucht, ist ein hysterischer Boston-Red-Sox-Fan, der die ganze Welt darauf aufmerksam macht, dass er sich dieses Gemälde überhaupt nicht leisten kann. Dotty, Sie sind die Einzige in der Runde, die die Aufgabe hat, einen

Klienten vom Kauf *abzuhalten*. Nach unseren Recherchen hat er vier Milliarden Dollar Schulden. Wenn er zu Beginn den Arm hebt, meinetwegen, aber setzen Sie sich auf sein Bieterschild, sobald die Gebote die zweihundert Millionen Pfund übersteigen.«

Dotty ging davon, um ihr blaues Taftkleid zu suchen.

»Ach, und Dotty«, rief Beachendon ihr nach. »Bieten Sie ihm keine Coca-Cola an – er hat viel zu zeitig Anteile verkauft –, gerade ist der Kurs um achtzehn Prozent gestiegen.«

Earl Beachendon ging weiter seine VIP-Liste durch, um sich zu vergewissern, dass jeder Gast den passenden Betreuer hatte.

»Mrs Appledore? Danke, Celine.«

»Der Earl und die Countess of Ragstone? Danke, John.«

»Mr und Mrs Hercules Christianopolis? Danke, Sally.«

»Mr und Mrs Mahmud? Lucy, sehr gut.«

»Mr und Mrs Elliot Slicer der Vierte? Wunderbar, Rod.«

»Mr Lee Hong Quiou-Xo? Danke, Bai.«

Venetia Trumpington-Turner hob die Hand. »Wer wird sich denn um den Verkäufer kümmern?«

»Diese wichtige und delikate Aufgabe ist Sache des Vorstands«, erwiderte Earl Beachendon.

Verständnisvolles Kopfnicken.

»Alle anderen haben darauf zu achten, dass die Normalsterblichen auf dem richtigen Platz sitzen«, fuhr Earl Beachendon fort. »Die internationalen Museumsdirektoren sind in Reihe H. Die Zeitungsherausgeber in Reihe I. Die übrigen Presseleute dürfen ihren Bereich nicht verlassen, bis auf ein paar ausgewiesene Journalisten – Camilla hat die Namen. Die anderen Premium-Kunden sitzen in den Reihen J, K, L und M. Die Top-Händler kommen in den Reihen P und Q. Ich will hier und da ein Model oder eine Schauspielerin sitzen sehen, für den Glamour-Effekt, aber keine über vierzig oder Größe achtunddreißig. Wer nicht zur ersten Garnitur gehört, muss stehen.«

Beachendon richtete sich auf und sah sich um. »Meine Damen, ziehen Sie sich die Lippen nach; meine Herren, richten Sie Ihre Kravatten und postieren Sie sich am Eingang. Geben Sie alles.«

Mrs Appledores Limousine kam nur langsam voran. Die Strecke vom Claridge's bis in die Houghton Street war normalerweise eine Sache von zehn Minuten, aber wegen Bauarbeiten und Umleitungen ging es am Berkeley Square nur im Schneckentempo voran. Es war ein ungewöhnlich warmer Juliabend. Die Londoner, die überzeugt waren, zum ersten und zum letzten Mal die Sonne zu sehen, quollen aus den Pubs hinaus auf die Bürgersteige. Die Männer zogen ihre Jacketts aus und hatten dunkle Schatten unter den Armen, die Frauen trugen Sommerkleider. Zumindest wirken sie ausnahmsweise mal gut gelaunt, dachte Mrs Appledore. Im Winter sind die Briten immer so misstrauisch und schweigsam. Während ihr Wagen durch die Berkeley Street kroch, fragte sie sich, ob dies wohl ihre letzte große Versteigerung sein würde. Im nächsten Jahr wurde sie achtzig, und ihre jährliche Reise zu den Londoner Auktionen verlor allmählich ihren Reiz. Früher kannte sie alle im Verkaufsraum; und wichtiger noch, alle kannten sie.

Mrs Appledore sah entschlossen in die Zukunft, war aber den Prinzipien und Gepflogenheiten der Vergangenheit verbunden. 1935 war sie als Inna Pawlokowski in Polen zur Welt gekommen, und ihre ganze Familie war beim Massaker von Katyn von den Sowjettruppen ermordet worden. Bis Kriegsende blieb die junge Inna in der Obhut von Nonnen und wurde 1948 zusammen mit dreitausend Waisenkindern nach Amerika verfrachtet. Auf dem Flüchtlingsboot, der *Cargo of Hope*, lernte sie ihren zukünftigen Ehemann Yannic kennen, und obwohl beide erst dreizehn waren, machte er ihr, als sie die Freiheitsstatue passierten, einen Heiratsantrag. Sie versprach, ihm sechs Kinder zu gebären (daraus wurden neun), und er schwor, sie beide zu Millionären zu machen (sein geschätztes Vermögen belief sich bei seinem Tod auf sechs Milliarden). Am Tag ihrer Hochzeit 1951 nahmen Inna und Yannic die Namen Melanie und Horace Appledore an und sprachen fortan nie wieder ein Wort Polnisch. Ihre erste Firma, die sie am Tag nach der Hochzeit gründeten, war ein Verleih für Anzüge und Schuhe, damit sich verarmte Einwanderer für Bewerbungsgespräche ordentlich anziehen konnten. Bald expandierte Appledore

Inc. und kaufte Immobilien, Nähereien und später Kapitalanteile. Da die Appledores aus eigener Erfahrung wussten, dass Einwanderer besser zupacken konnten als Eingeborene, stellten sie Anschubfinanzierungen für Neugründungen zur Verfügung und erhielten im Gegenzug Anteile plus Zinsen. Dank des *Displaced Persons Act* wurden immer neue Wellen von Einwanderern an die Ufer Amerikas gespült, und die Appledores unterstützten und schröpften Europäer, Mexikaner, Koreaner, West-Indier und Vietnamesen gleichermaßen. Bei der Wende zum neuen Jahrhundert besaßen Melanie und Horace kleine, aber wichtige und hochprofitable Anteile an diversen Familienunternehmen über sämtliche fünfzig Bundesstaaten verteilt.

Melanie begriff, dass Geld allein noch kein Garant war für einen Platz am Kapitänstisch. Sie war wild entschlossen, in die höchsten Ränge der Park-Avenue-Gesellschaft vorzustößen, und wusste, dass sie über Standards und Erwartungen erst Bescheid wissen musste, um sich nahtlos in die vornehmen Kreise einfügen zu können. Zu diesem Zweck heuerte sie Nobelpreisgewinner, Museumsdirektoren und abgehalfterte Gesellschaftsdamen an, um sich in jedwedem Bereich unterweisen zu lassen, der ihrem Fortkommen förderlich wäre. Sie lernte, wie man Besteck auf dem Tisch arrangiert, erfuhr einiges über Rebsorten, Kunstbewegungen, den Unterschied zwischen Allegro und Staccato und wie viel Trinkgeld man dem Butler eines Grafen gab. Diese neue Generation, dachte Mrs Appledore wehmütig, ist vulgär und auch noch stolz drauf.

Horace und Melanie spendeten an zahlreiche kulturelle Einrichtungen; sie unterstützten den Wiederaufbau von La Fenice in Venedig und die Restaurierung einer klitzekleinen Kirche in Aix-en-Provence. Ihre größte Liebe jedoch galt einer Villa, die der Industrielle Lawrence D. Smith im Jahr 1924 als Liebesbeweis für seine französische Frau Pipette gebaut hatte. Sie lag fünfundvierzig Meilen nördlich von Manhattan am Ufer des Hudsons, hatte eine neunzig Meter breite Fassade und fast drei Hektar Nutzfläche. Leider starb Pipette kurz nach Vollendung des Hauses, und der untröstliche Milliardär zog nie ein. Das Haus stand leer und ungeliebt, bis Horace und

Melanie es 1978 für den fürstlichen Betrag von einhundert Dollar erwarben.

Die Villa Smith wurde umgetauft und hieß fortan Appledore Museum of French Decorative Arts. Horace und Melanie verwendeten die nächsten Jahrzehnte und den Löwenanteil ihres sagenhaften Vermögens darauf, das Haus zu restaurieren und eine der größten Sammlungen französischer Möbel und Kunstwerke außerhalb Europas zusammenzustellen. Materieller Besitz gab ihnen das Gefühl von Wichtigkeit. Mrs Appledore, die inzwischen in ihrem achtzigsten Lebensjahr war und an Herzproblemen und schwerer Osteoporose litt, hatte beschlossen, jeden verbleibenden Cent ihrer karitativen Stiftung für *Die Launenhaftigkeit der Liebe* zu verprassen. Wenn's das dann war mit dem Geld, umso besser: Sie war ohnehin bald tot, und ihre Kinder waren versorgt.

Mrs Appledores Chanel-Robe aus limettengrüner Seide, einem Farbton, der fast identisch war mit dem Blattwerk des Gemäldes, hatten sie und Karl Lagerfeld zusammen ausgesucht. Das Outfit wurde durch eine schlichte Diamantkette und Ohrclips abgerundet – nichts sollte sie von ihrem letzten großen Kauf ablenken. Am Morgen hatte sie sich eine frische Dauerwelle machen lassen, etwas fluffiger als sonst und mit zartrosa Tönung. Im Augenblick ihres letzten Triumphs wollte sie perfekt aussehen. Morgen um diese Uhrzeit wären das Bild und seine neue Besitzerin in allen Zeitungen. Bei der Pressekonzferenz würde sie bekanntgeben, dass ihre private Sammlung mitsamt der *Launenhaftigkeit der Liebe* als Schenkung an ihr geliebtes Appledore-Museum ginge. Wenn doch nur ihr lieber Mann noch am Leben wäre, um diesen letzten Geniestreich zu sehen!

Wladimir Antipowski saß in seinem neuen Haus am Chester Square vor dem Computer, gab siebzehn verschiedene Codes ein, legte sein Auge an den Iris-Scanner, ließ seine Fingerabdrücke durch den UV-Scanner laufen und überwies fünfhundert Millionen Dollar auf sein laufendes Konto. Er war bereit, mehr als nur sein Geld aufs Spiel zu setzen, um das Kunstwerk zu kaufen.

Der Emir von Alwabbi saß in seinem kugelsicheren Wagen vor dem Londoner Dorchester Hotel und wartete auf seine Frau, die Sheikha Midora. Die Auktion war für den Emir eine einzige Qual. Er war ein zurückgezogen lebender Mensch und hatte sein Leben lang versucht, das Blitzgewitter der Kameras, die Blicke und den Spott der Journalisten, ja jedwede Form der Öffentlichkeit zu meiden. Nur damals, an jenem ruhmreichen Tag, als sein langgehegter Traum wahr wurde und sein Pferd *Fighting Spirit* das Derby gewann, hatte der Emir nicht widerstehen können und war vor die Königin getreten, um im Namens seines kleinen Emirats die prächtige Trophäe in Empfang zu nehmen.

Den wenigsten Menschen war klar, dass alle Vollblutpferde von vier Arabern abstammten, und das schmerzte den Emir. Vor allem die Engländer dachten gern, dass sich auf wundersame Weise aus ihren stämmigen, x-beinigen, zotteligen Moorland-Ponys mithilfe von guter Züchtung und natürlicher Auslese diese herrlichen Tiere entwickelt hätten.

Der Emir wollte in seinem Binnenstaat ein Museum bauen, das den Pferden gewidmet war. Über Jahrhunderte hatte sich der Lebensunterhalt seiner Familie auf Kamelen und Araberpferden gegründet; Öl war erst in den letzten dreißig Jahren entdeckt worden. Doch seine Frau war der Meinung, ein solches Museum wolle niemand besuchen; Kunst dagegen hätte eine magnetische Wirkung. Sie wies auf den Erfolg der Nachbarländer Katar und Dubai hin, auf die Verwandlung von Niemandsstädten wie Bilbao und Hobart. Als sich ihr Mann noch immer nicht überzeugen ließ, schimpfte die Sheikha, dass es weniger als den Wert eines Wochenausstoßes an Rohöl kosten würde, um das größte Museum der Welt zu bauen. Der Emir gab nach; das Museum wurde gebaut. Es galt als das Meisterwerk des berühmtesten Architekten der Welt, als Kulturtempel und Kunstdenkmal. Es gab jedoch ein Problem, das weder die Sheikha noch die ungezählten Berater, Designer, ja nicht einmal der gefeierte Architekt selbst zu lösen wusste: Das Museum war leer. Besucher wandelten durch die gewaltigen Säle und bestaunten die Schattenwürfe, die

perfekte Klimatisierung, die kühlen Marmorböden, die geniale Lichtführung, bloß war da nichts, um der Monotonie der endlosen weißen Wände entgegenzuwirken: Das Museum war kunstlos.

Vier Etagen über ihrem Mann saß die Sheikha in der königlichen Suite an ihrem Frisiertisch. Mit neun verlobt, mit dreizehn verheiratet, mit zwanzig bereits vierfache Mutter – war sie heute zweiundvierzig Jahre alt. Als Mutter des Kronprinzen war ihre Zukunft gesichert. Es gab wenig, was ihr Mann oder die Hofbeamten tun konnten, um ihre Kauflust zu zügeln; sie konnten nur zusehen, wie sie das Beste aus den Auktionssälen der Welt absahnte und die Preise in neue Höhen trieb. Die Sheikha brauchte noch eine Hauptattraktion, aber leider hingen die meisten großen Werke bereits in Nationalmuseen oder Privatsammlungen. Im dem Moment, als sie die *Die Launenhaftigkeit der Liebe* sah, wusste sie, dass dies das Juwel für ihr Museum war. Hier war ein Bild, das in der Lage sein würde, Touristen aus aller Welt anzuziehen. Anders als diejenigen, die das Gemälde zu einem vernünftigen Preis erstehen wollten, war die Sheikha entschlossen, dass die Gebote außer Kontrolle gerieten. Sie wollte, dass ihr Bild (dass es das werden würde, stand für sie außer Frage) das teuerste wurde, das jemals bei einer Auktion ersteigert wurde; je mehr Publicity, desto besser. So wie ihr Mann bei Pferderennen gewann, würde sie in der großen Arena des Auktionsraums triumphieren – das Bild der Sheikha im Kampf um ihr Gemälde würde über jeden Bildschirm der Welt flimmern. Nach langem erbittertem Wettstreit würden die Herrscher von Alwabbi den wohlhabendsten und habgierigsten Sammlern das Prunkstück entreißen. Es wäre die endgültige Bestätigung ihres Traums und die ultimative Werbeaktion. In ihrer Hotel-suite umrandete die Sheikha ihre schönen dunklen Augen ein letztes Mal mit Kajal.

Sie klatschte in die Hände, und sieben Kammerfrauen eilten herbei, jede mit einem Haute-Couture-Kleid über dem Arm. Die Sheikha trug nur einen winzigen Prozentsatz der für sie angefertigten Kleider, aber sie hatte gerne die Auswahl. An diesem Abend be-

sah sie Modelle von Elie Saab, McQueen, Balenciaga, Chanel und de la Renta und entschied sich nach längerem Hin und Her für ein neues Kleid von Versace aus schwarzer Seide und mit Goldmünzen an echten Goldfäden, die beim Gehen leise klimperten. Das Kleid würde unter einer langen schwarzen Abaya verschwinden, aber immerhin würden ihre Manolo Blahniks zu sehen sein: nerzgefütterte weiße Ziegenleder-Stiefeletten mit 24-Karat-diamantenbesetzten Absätzen, die das Blitzlicht der Fotografen einfangen würden, wenn sie das Podium betrat, um ihren letzten und großartigsten Kauf zu begutachten.

In einer anderen Ecke von London, in East Clapham, saß die Kunstkritikerin Delores Ryan verzweifelt in ihrer Zweizimmerwohnung. Der einzige Weg, ihren Ruf zu retten, wäre, das Bild zu vernichten, oder sich selbst, oder beides. Die ganze Welt wusste, dass sie, eine der größten Kunstexpertinnen auf dem Gebiet der französischen Malerei des achtzehnten Jahrhunderts, das Werk in Händen gehalten und als schlechte Kopie abgetan hatte. Mit einer einzigen falschen Zuordnung, einem Schnellschuss, hatte sie die Arbeit ihres ganzen Lebens vor die Wand gefahren. Obwohl Delores mehr als vier Triumphe zu verbuchen hatte, zu denen der Stourhead-Boucher, der Fonthill-Fragonard und der wirklich spektakuläre Watteau zählte, der unter falschem Namen in der Mitarbeiterkantine des Rijksmuseums hing, war das alles plötzlich vergessen. Man würde sie ewig als die Dilettantin im Gedächtnis behalten, die *Die Launenhaftigkeit der Liebe* zu Fall gebracht hatte.

Vielleicht hätte sie vor all den Jahren doch Lord Walreddons Antrag annehmen sollen. Dann wäre sie jetzt eine Gutsherrin, die in morbider Pracht inmitten einer Kakophonie von Kindern und alternen schwarzen Labradorhunden leben würde. Doch Delores hatte nur eine Liebe: die Kunst. Sie glaubte an die Macht der Schönheit. In Gesellschaft Johnny Walreddons war ihr sterbenslangweilig gewesen; stand sie dagegen vor einem Tizian, kamen ihr vor Entzücken die Tränen. Wie ein Mann, den es zum Priestertum zog, hatte sie den

irdischen Genüssen (na ja, zumindest den meisten) zugunsten einer größeren Sache entsagt.

Das verkannte Werk und der ganze Trubel um seinen Verkauf waren für Delores nicht nur eine schreckliche Schmach; die ganze Angelegenheit bewirkte ihren Abfall vom Glauben. Sie wollte nicht mehr Teil einer Zunft sein, in der Kunst und Geld eine untrennbare Einheit bildeten, in der Spiritualität und Schönheit nur noch als Fußnoten vorkamen. Jetzt konnte nicht einmal mehr Delores ein Bild betrachten, ohne sich nach dessen Preis zu fragen. Schlimmer noch, dieses exklusive Feld mit seiner besonderen Sprache und seinen Chiffren war entzaubert worden: Erst gestern hatte sie in einem Café mitbekommen, wie zwei Bauerntrampel über die Verdienste von Boucher versus Fragonard fachsimpelten. Schlagartig war Delores von der Hohepriesterin der heiligen Kunst zu einer ganz gewöhnlichen einsamen Frau in einer Mietwohnung abgesunken.

Delores heulte all den Jahren nach, die sie mit Forschung vergeudet, den Stunden, die sie mit Monografien und bei Vorträgen verbracht, den Urlauben, die sie in unterirdischen Bibliotheken gehockt hatte. Sie weinte den Bildern nach, die durch ihre Hände gegangen waren und ihr, hätte sie's etwas schlauer angestellt, ewigen Ruhm und Komfort gesichert hätten. Sie beschluchzte ihre ungezeugten Kinder und das Leben, das sie hätte haben können. Es war niederschmetternd, dass ihr jüngerer Ich zu wenig Weisheit besessen hatte, um all das vorauszusehen.

Punkt neunzehn Uhr, eine Stunde vor Auktionsbeginn, ging ein erwartungsvolles Raunen durch die Menge in der Houghton Street, als schnurrend die erste Limousine auf das Auktionshaus zufuhr. Ljudmila wusste, wie man einen Auftritt hinlegt: Sehr langsam schob sie zentimeterweise ein langes Bein aus der offenen Wagentür. Die Blitzlichter der Paparazzi explodierten, und wenn später nicht bestimmte Dinge passiert wären, hätte das Foto von Ljudmilas traumhaft schönen Beinen in den schwarzen Netzstrümpfen, die aus einem schwar-

zen Bentley auftauchen, sämtliche Titelblätter der Regenbogenpresse von Croydon bis Kurdistan geziert. Ihr Verlobter, Dimitri Woldakow, der achtundsechzig Prozent des weltweiten Kaliummarkts kontrollierte und mehrere zehn Milliarden Pfund schwer war, zog nicht einen einzigen Blitz auf sich. Ihm war's recht: Je weniger Leute wussten, wie er aussah, desto geringer war die Chance, Opfer eines Attentats oder einer Entführung zu werden. Dimitri sah hinauf zu den umliegenden Dächern und erkannte mit Erleichterung, dass seine Männer bewaffnet und einsatzbereit waren; seine Bodyguards, von denen nur zwei mit hineindurften, hatten ihn schon in ihre Mitte genommen. Dimitri vermutete, dass Wladi, dieser miese kleine Emporkömmling, heute Abend alles dransetzen würde, um ihn zu überbieten. »Soll er mal versuchen«, dachte er.

»Ljudmila, Ljudmila!«, riefen die Fotografen. Ljudmila drehte sich nach links und nach rechts und hielt ihren Schmollmund gekonnt in die Kameras.

Zwei schneeweiße Range-Rover-Sonderanfertigungen, aus denen dieselbe Musik wummerte, hielten vor dem Portal.

Ein Flüstern ging durch die erwartungsvolle Menge. »Mr Power Dub-Box. Power Dub-Box.«

Zwei breitschultrige Bodyguards in schwarzen Anzügen mit Knopf im Ohr sprangen aus dem ersten Wagen und rannten zum zweiten. Als die Wagentür aufging, vibrierte die ganze Straße im Rhythmus von M. Power Dub-Box' Nummer-Eins-Hit *I Is da King*. Der massige, selbsternannte König des Rap trug Jeans und T-Shirt, und ihm folgten drei Frauen, die mehr oder minder aussahen, als wären sie nackt.

»Die sind bestimmt froh, dass es heute Abend so warm ist«, sagte Felicia zu Dawn und verfolgte staunend das Spektakel.

»Hat die Dritte überhaupt was an?«, fragte Dawn.

»Das Bustier ist hautfarben«, stellte Felicia fest.

»Ich meine gar nicht dieses komische Top«, sagte Dawn und machte ein Handyfoto vom scheinbar nackten Hintern der Frau, der im Auktionshaus verschwand.

»Es ist mir eine große Freude, Sie hier begrüßen zu dürfen, Mr M. Power Dub-Box«, sagte Earl Beachendon und trat nach vorn, um dem Musiker die Hand zu schütteln. Er gab sich alle Mühe, die halb nackten Frauen neben dem Rapper nicht anzusehen, was ihm aber nicht gelang. M. Power versuchte halbherzig den Earl abzuklat-schen, ehe er sich den wartenden Filmteams zuwandte. Seine drei Begleiterinnen schmiegteten sich an ihn wie Blütenblätter um einen großen Stängel.

»Hey, hallo!«, rief Marina Ferranti, die zierliche *BBC Arts Live*-Sprecherin, und begrüßte M. Power Dub-Box wie einen lang verschollenen Freund. »Warum sind Sie heute hier?«

»Ich geh halt gerne shoppen«, sagte er.

»Das hier ist aber eher High-End-Shoppen!«

»Jep.«

»Hoffen Sie darauf, das Bild zu kaufen?«

»Jep.«

»Wie viel werden Sie ausgeben?«

»So viel wie nötig.«

»Würde es sich gut als Albumcover machen?«

»Nein.« M. Power Dub-Box sah die Sprecherin ungläubig an. Selbst die BBC hatte doch wohl inzwischen mitbekommen, dass keine Sau mehr ein Album produzierte; virales Marketing war das Zauberwort.

»Warum wollen Sie's denn dann kaufen?«, fragte Marina.

»Ich mag's halt«, sagte er und ging davon.

Unbeirrt wandten sich Marina und ihr Fernsichteam Earl Beachendon zu.

»Lord Beachendon, sind Sie überrascht über die Aufmerksamkeit, die dieses kleine Bild erregt?«

»*Die Launenhaftigkeit der Liebe* ist das bedeutendste Kunstwerk, das Monachorum jemals die Ehre hatte zu verkaufen«, sagte er.

»Viele Fachleute sind der Meinung, dass es nur eine Studie ist und der Schätzwert in keinem Verhältnis zu seiner Bedeutung steht«, fuhr Marina fort.

»Ich will Ihnen die Frage mit einer Gegenfrage beantworten: Wie ermittelt man den Wert eines Kunstwerks? Es hat sicherlich nichts mit dem Gewicht seiner Farbe und der Leinwand zu tun, nicht mal mit dem Rahmen. Nein, den Wert eines Kunstwerks bestimmt allein das Begehren: Wer es besitzen will und wie dringend.«

»Finden Sie, dass dieses kleine Gemälde wirklich über zehn Millionen Pfund wert ist?«

»Nein, es ist mehrere Hundert Millionen Pfund wert.«

»Woher wissen Sie das?«

»Ich bin nicht derjenige, der den Wert bestimmt. Mein Job ist es, das Bild in seinem besten Licht zu präsentieren. Die Auktion wird den Preis bestimmen.« Der Earl lächelte.

»Ist es das erste Mal, dass ein Gemälde mit einer Welttournee, einer Biografie, einer App, einer eigenen Website, einem Kinofilm und einem Dokumentarfilm beworben wird?«, fragte Marina.

»Wir fanden es wichtig, seine Historie hervorzuheben, indem wir uns alle Möglichkeiten der modernen Technologie zunutze machen. Dieses Bild hat eine Stilrichtung ausgelöst, die die Kunstgeschichte verändert hat. Außerdem hat es eine einzigartige Provenienz: Es hat einigen der mächtigsten Figuren der Weltgeschichte gehört. Diese Leinwand war Zeuge von Glanz und Gräueltaten, von Leidenschaft und Hass. Könnte das Bild doch nur sprechen!«

»Aber es kann nicht sprechen«, fuhr Marina dazwischen.

»Das ist mir klar«, erwiderte der Earl mit vernichtender Überheblichkeit. »Aber jeder, der auch nur einen Funken von Geschichtsbewusstsein hat, kann sich vorstellen, welche historischen Ereignisse, welche illustren Persönlichkeiten mit diesem kleinen Juwel verknüpft sind. Der glückliche neue Besitzer wird sich in diese Folge einreihen können.«

Marina wagte sich noch einen Schritt weiter vor. »Ich habe heute Abend erst mit einer einzigen Person gesprochen, der das Gemälde tatsächlich gefällt, nämlich mit M. Power Dub-Box. Alle anderen scheinen es aus anderen Gründen besitzen zu wollen«, sagte sie. »Der französische Kulturminister und der Botschafter sagen, es sei von

großer nationaler Bedeutung. Der Direktor der National Gallery betont, die französische Kunst des achtzehnten Jahrhunderts sei am Trafalgar Square unterrepräsentiert. Die Takris wollen es für ihr neues Museum in Singapur, Steve Brent für sein neues Kasino in Las Vegas. Und so weiter. Denken Sie, dass die Liebe zur Kunst heutzutage irrelevant ist, dass der Besitz von Bildern heute nur Mittel zum Zweck ist, um Reichtum zur Schau zu stellen?»

»Gerade sind ein paar wichtige Gäste angekommen, die ich begrüßen muss«, sagte Beachendon geschmeidig.

»Eine letzte Frage«, rief Marina. »Welche Summe erhoffen Sie mit dem Gemälde heute Abend zu erzielen?«

»Ich bin zuversichtlich, dass wir alle bisherigen Rekorde in den Schatten stellen werden. Wenn Sie mich jetzt bitte entschuldigen würden ...« Earl Beachendon war sich bewusst, zu viel gesagt zu haben, und kehrte hastig zurück zum Defilee, um den Emir und die Sheikha von Alwabbi in Empfang zu nehmen.

Eine halbe Stunde später, nachdem alle wichtigen Akteure eingetroffen und ihren Betreuern übergeben worden waren, schlüpfte der Earl durch zwei gewaltige Mahagonitüren ins Innerste des Hauses Monachorum: den Auktionsraum. Er stützte sich auf sein Stehpult aus dunklem Holz, warf einen Blick über die leeren Stühle und die Tische mit den Telefonen entlang der Rückwand des Raumes. Dies war sein Amphitheater, seine Arena, und in genau zwanzig Minuten würde er den Vorsitz führen über einen der erbittertsten Kämpfe der Kunstgeschichte. Die Arsenale der Bieter waren voller Pfund, Dollar und anderer Währungen. Seine Waffen waren sein Hammer und seine Autorität. Er würde die Angreifer bremsen, sie zu weiteren Schritten motivieren und die einzelnen Fraktionen davon abhalten müssen, sich allzu schnell gegenseitig auszustechen. Beachendon wusste: Wenn Gefühle so aufkochten wie voraussichtlich an diesem Abend, wenn so viel mehr als Stolz und Geld auf dem Spiel standen, wenn gigantische Egos und alte Fehden so eng miteinander verbandelt waren, konnte einiges schiefgehen.

Er sah hinunter auf sein geheimes schwarzes Buch, in dem alle Erläuterungen zu seinen Käufern standen; wo sie sitzen und wie viel sie möglicherweise bieten würden. Am Rand hatte der Earl eine Liste der Telefonbieter notiert und derjenigen Bieter, die anonym bleiben wollten. An diesem Nachmittag hatten sich vierzehn weitere hoffnungsvolle Bieter registriert, und die Mitarbeiter hatten Liquiditätsnachweise und andere Sicherheiten aufnehmen müssen. Es gab bereits einen Bieter, der 250 Millionen Pfund garantierte; ein Rekord war aufgestellt, noch bevor die ersten öffentlichen Gebote überhaupt eingegangen waren. Wenn niemand mehr bot, würde der Auktionator dem anonymen Käufer am Telefon den Zuschlag geben. Beachendon machte eine Proberunde, indem er auf den leeren Stühlen und an den unbemannten Telefonleitungen imaginäre Bieter aufrief. »Siebzig Millionen, achtzig Millionen zweihunderttausend, neunzig Millionen dreihunderttausend, einhundert Millionen vierhunderttausend. Das Höchstgebot ist am Telefon. Nein, hier im Parkett. Jetzt bei Ihnen, Sir. Zweihundertfünfzig Millionen und fünfhunderttausend.« Später würde jedes Gebot simultan in Dollar, Euro, Yen, Renminbi, Rupie und Rupiah umgerechnet werden und über die großen elektronischen Leinwände laufen.

Der Earl war äußerlich ruhig und gefasst; in seinem Innern jedoch brodelte es. Vor etwas mehr als einem Jahrhundert hatte dieses Bild einem Mitglied seiner Familie mütterlicherseits gehört, nämlich Königin Victoria höchstselbst; dass es verkauft wurde, war ein weiterer Beweis des unaufhaltsamen Niedergangs seines Geschlechts. Der sagenhafte Preis und das Berüchtigtsein des Gemäldes machten Beachendon zu schaffen, denn sie erinnerten ihn an alles, was verloren war: neunzigtausend Hektar in Wiltshire, Schottland und Irland; Landbesitz in der Karibik, dazu große Gemälde von van Dyck, Tizian, Rubens, Canaletto und Leonardo. Hätten wir doch nur dieses eine Gemälde behalten, dachte der Earl betrübt und blickte auf das kleine Bild in seinem kugelsicheren Glaskasten. Er stellte sich ein anderes Leben vor, ein Leben ohne die Northern Line, ohne das ständige Katzbuckeln vor den Superreichen und ihren Anhängseln, den

Händlern, Beratern, Agenten, Kritikern und Experten, die in den Gewässern der internationalen Kunstwelt die schwerreichen Wale umschwirrten wie Schiffshalter-Fischchen. In einer halben Stunde würde das Parkett zu seinen Füßen von diesen Typen nur so wimmeln, und es wäre an ihm, Earl Beachendon, Höchstpreise aus ihnen herauszukitzeln. Zumindest, tröstete sich der Earl, bewies seine eigenständige Entdeckung des Bildes, dass die Beachendon-Familie zwar ihr Vermögen, aber nie ihren Kennerblick verloren hatte.

Zusammen mit dem Rest der Welt fragte sich Beachendon, welche Summe das kleine Gemälde erzielen würde. Selbst die niedrigste geschätzte Summe würde reichen, um ein paar Herrenhäuser in Mayfair, ein Anwesen in Schottland und in der Karibik zu erwerben, die Spielschulden seines Sohnes und Erben, Viscount Draycott, zu begleichen und jeder seiner Töchter, Desdemona, Cordelia, Juliet, Beatrice, Cressida und Portia Halfpenny eine anständige Wohnung zu kaufen.

Beachendon war zwar nicht gläubig, aber pragmatisch, daher erlaubte er sich, ein kleines Stoßgebet zum Himmel zu schicken.

Der Earl war so in Gedanken, dass er gar nicht mitbekam, wie ein junger Mann chinesischer Abstammung in Türsteher-Uniform die samtbedeckte Plinthe begutachtete. Viele Stunden später, als sich Wachschutz und Polizei die Bänder vom Überwachungssystem ansahen, sollten sie sich fragen, wie jemand ein so tollkühnes Manöver hatte wagen können, direkt unter den Augen des Earls und der gesamten Wachmannschaft. Die meisten hatten ihn für irgendjemandes Sohn gehalten, einen Praktikanten, einen der vielen jungen Leute, die die ehrenvolle Aufgabe übernahmen, umsonst für ein großes Auktionshaus zu arbeiten, um etwas Spannendes in ihren Lebenslauf schreiben zu können. Natürlich traten dann die Leiter der Personalabteilung und der für Sicherheit Zuständige sofort zurück, aber da war es schon zu spät. Viel zu spät.

1. Kapitel

Ein halbes Jahr zuvor (11. Januar)

Obwohl sie oft bei Bernoffs An- und Verkauf vorbeikam, war Annie nie versucht gewesen, den Trödeladen zu erkunden; er war wenig einladend mit seiner schmutzigen Scheibe, hinter der sich der Krimskrams wildfremder Menschen stapelte. Die Entscheidung, an diesem Samstagmorgen durch die Tür zu treten, war spontan; Annie hoffte, ein Geschenk für den Mann zu finden, mit dem sie schlief, über den sie aber kaum etwas wusste.

Fünf Wochen zuvor hatte sie Robert in der Wallace Collection am Manchester Square beim »Kunst der Liebe«-Singleabend kennengelernt. Seit ihrer Teenagerzeit war es das erste Mal, dass Annie wieder auf Männersuche war, und sie ging mit geringen Erwartungen hin, wenn auch in der Hoffnung, zumindest etwas über Kunst zu erfahren. Der Flyer versprach »Vorträge, die das Eis zum Schmelzen bringen« und »Weltklasse-Experten«, um die Gemälde zu erklären. Während eines Vortrags über »Leidenschaft am Hofe Ludwigs XIV.« begegnete Robert ihrem Blick. Er schaute unbeholfen und wenig zuversichtlich – instinktiv erkannte Annie ein Gegenüber mit pulverisiertem Herzen. Er sah nett aus, aber verwarlost – die Haare zu lang, das Hemd schlecht gebügelt und insgesamt leicht lädiert. Er war auf wenig bedrohliche Art attraktiv. Ein paar Stunden später küssten sie sich in einer Gasse hinter der Marylebone High Street. Er hatte sich ihre Nummer geben lassen (nur aus Höflichkeit, wie Annie vermutete). Am nächsten Tag bekam sie von ihm eine SMS: »Liebe Annie, meine Großmutter sagte immer, wenn man vom Pferd fällt, muss man sich sofort wieder in den Sattel setzen. Lust auf einen Drink?« Danach hatte sich Annie ein- bis zweimal die Woche mit Robert für gar nicht

mal so schlechten Sex und planlose Konversation getroffen. Als Robert damit herausrückte, dass er seinen Geburtstag allein verbringen würde, versprach Annie, ihn zu bekochen. Wider besseres Wissen war Hoffnung in ihr aufgekeimt. Ihr Verlangen danach, zu lieben und geliebt zu werden, war so groß, dass sie nicht sehen wollte, wie wenig kompatibel sie waren. Immerhin, dachte sie, würde der brave, solide Robert, Rechtsanwalt aus Crouch End, dessen Frau das Unverzeihliche getan hatte und mit seinem besten Freund durchgebrannt war, niemals herzlos oder grob sein.

Leicht schauernd schob Annie die Ladentür auf. In der Ecke saß ein Mann, wobei er kaum zu unterscheiden war von dem Sessel, in den er sich geflüzt hatte. Beide waren sackartig und in braunen Samt gehüllt. Er guckte Fernsehen ohne Ton, und Annie sah in seinen Brillengläsern den Widerschein galoppierender Rennpferde.

»Haben Sie geöffnet?«, fragte sie.

Der Mann winkte sie hinein, ohne den Blick vom Bildschirm zu nehmen.

Annie zog leise die Tür hinter sich zu.

Ein Telefon klingelte. Der Mann griff hastig danach.

»Bernoffs Antiquitäten An- und Verkauf«, sagte er mit monotonem Londoner Akzent. »Ralph Bernoff hier.« Seine Stimme war erstaunlich hoch und jugendlich. Er sah aus wie fünfzig, war aber wahrscheinlich erst dreißig.

»Gaz, alter Schwede, guckst du auch gerade *Channel 4*? Hast du gesehen, Spinnaker ist bei dreißig zu eins«, sagte Ralph. »Meine Fresse, ich glaub's ja nicht.«

Er hielt inne, um sich die Antwort anzuhören.

»Natürlich ist das scheiße gelaufen letzte Woche in Haydock. Komm, leih mir was. Spinnaker gewinnt, ich weiß es einfach. Bitte, Alter.«

Schweigen.

»Was meinst du damit, ich schulde dir Geld?«, jammerte Ralph.
Schweigen.

»Dann schreib's auf. Die Fotzen haben gesagt, die brechen mir alle

Knochen, wenn sie bis heute Abend nicht ihre Kohle kriegen. Bitte, Gaz. Hilf mir.«

Schweigen.

Annie rückte an der hinteren Wand des Ladens entlang, vorbei an den Reihen einsamer Porzellanfiguren, Taschenbüchern mit geprägten Umschlägen, angeschlagenen Teetassen, gesprungenen Schüsseln, Bergen von Plastikperlenketten, der Reproduktion einer viktorianischen Puppe und einer Sammlung von Keramikkrügen. Nervös sah sie vom Mann zur Tür und fragte sich, ob seine Gläubiger gleich den Laden stürmen würden.

»Es kauft aber keiner was«, jammerte er ins Telefon. »Es kauft nie einer was. Samstags ist immer nur Laufkundschaft hier. Die Leute schneien aus Langeweile rein und verschwenden meine Zeit«, klagte er und warf einen Blick in Annies Richtung.

Annie nahm eine viktorianische Backform in Gestalt eines Kometen in die Hand und fragte sich, ob sie irgendwie zu gebrauchen wäre. Robert war Jahrgang '72 und sie hatte vor, ihm ein Siebzigerjahre-Essen zu kochen. Vielleicht wäre irgendetwas Geliertes besser als der geplante Rum-Baba? Sie drehte die Form um – sie kostete drei Pfund. Eher viel für den einmaligen Gebrauch, außerdem blieb nicht genug Zeit, um die Speise gelieren zu lassen. Sie stellte die Form zurück neben eine Porzellanpuppe.

»Wenn du mir keine fünfhundert leihen willst, okay, dann sagen wir fünfundzwanzig. Du kriegst alles zurück, mit Zinsen, sobald ich gewonnen hab«, sagte Ralph.

Schweigen.

Gaz gab wohl die falsche Antwort; Ralph knallte das Telefon hin.

Annie ging an einen anderen Tisch und blätterte in einer gebundenen Ausgabe von *Stalingrad* – wäre das etwas für Robert? Spannend, aber zu deprimierend. Sie begutachtete ein mit Perlmutter ausgekleidetes Kästchen. Hübsch, aber zu feminin. Ein paar Schritte weiter fiel ihr ein Bild ins Auge, das hinter einem Gummibaum an der Wand lehnte.

»Darf ich?«, fragte sie den Mann.

»Nur zu.« Er sah sie nicht an, saß nur zusammengesackt da und starrte auf den Fernseher. Annie nahm das Bild von dem Aktenschrank herunter, auf dem es stand; sie trug es ans Fenster und sah es sich genauer an.

»Wissen Sie etwas darüber?«, fragte sie.

»Ist'n Bild.«

Sie sah ihn an und versuchte zu entscheiden, ob er total dämlich oder einfach nur unhöflich war, oder beides.

»Wissen Sie, von wann es ist, oder wer es gemalt hat?«

»Keine Ahnung, das steht hier schon seit Jahren.«

»Ich suche ein Geschenk für einen Freund ...« Annie zögerte. »Das könnte ihm gefallen.«

Konversation war Bernoffs Stärke nicht; er war einsame alte Damen gewohnt, die über alle mögliche Themen vor sich hin schnatterten. Diese hier war ein paar Jahre jünger als seine üblichen Kundinnen, aber die Sache war klar; traurig, Single und über fünfundzwanzig. Er sah sie von oben bis unten an – ganz hübsche Beine, aber obenrum wenig los. Bisschen blonder und mit kürzerem Rock hätte sie vielleicht noch eine Chance.

»Wir interessieren uns beide für Malerei.« Annie spürte seinen Blick auf ihrem Körper und wurde rot. »Meinem Freund«, sagte sie mit fester Stimme, »könnte das Bild gefallen. Es erinnert mich an irgendwas aus der Wallace Collection.«

»Genau.« Immer wieder warf Ralph einen Blick auf seine Uhr und kramte in seinen Taschen, ob nicht wie durch ein Wunder etwas Kleingeld darin auftauchen würde.

»Wissen Sie denn, woher es kommt?«

»Keine Ahnung – das stand hier im Laden. Wir haben die ganze Bude mit Inhalt übernommen, mitsamt dem ganzen Mist. Das war die schlechteste Entscheidung, die mein Vater je getroffen hat.« Ralph machte mit seiner Hand eine abfällige Geste.

»Was soll's denn kosten?« Annie zog den Ärmel ihres Mantels über ihre Hand und wischte sanft den Staub von der Oberfläche des Gemäldes.

»Keine Ahnung. Kommen Sie Montag zurück, mein Vater kann's Ihnen sagen.«

»Dann ist es zu spät«, sagte Annie. »Schade – ich find's richtig schön.«

Ralph schnaubte verächtlich. »Wir haben noch jede Menge anderen Scheiß. Nehmen Sie irgendwas anderes. Ich geb Ihnen Rabatt, zur Feier des Tages.« Ralph steckte sich den kleinen Finger tief ins Ohr und bewegte ihn mit der Konzentration eines Geigers auf der Suche nach dem hohen C. Annie sah weg und stellte das Bild behutsam zurück auf den Aktenschrank. Ralph warf einen Blick auf die Standuhr; es war fast drei.

»Guck dir das an! Spinnaker ist bei fünfzig zu eins!« Ralph sprang aus seinem Sessel und stach mit dem Zeigefinger auf den Bildschirm ein.

»Ist irgendwie nicht das Richtige dabei«, sagte Annie. Sie hatte genug von diesem ungehobelten Kerl und seiner klaustrophobischen Höhle.

»Ihr verschwendet alle nur meine Zeit«, murmelte Ralph vor sich hin.

Annie knotete sich den Gürtel fest um die Taille, zog sich ihre Wollmütze tief ins Gesicht und öffnete die Tür. Ein kalter Luftzug wehte in den Laden und Staub wirbelte ihr ins Gesicht. Annie warf einen letzten Blick auf das Gemälde. Trotz des Schmutzes und des trüben Lichts war es wirklich ziemlich hübsch. Sie würde Robert später davon erzählen; dann hätten sie zumindest etwas zu reden. Sie trat auf den Bürgersteig und beugte sich vor, um ihr Fahrrad aufzuschließen, da stürzte Ralph aus dem Laden und fuchtelte mit dem Bild herum. »Warten Sie. Wie viel Geld haben Sie dabei?«, fragte Ralph.

»Fünfzig Pfund«, sagte Annie und lächelte bedauernd.

»Fünfhundert, und Sie können's haben«, sagte Ralph und hielt ihr das Gemälde hin.

»So viel hab ich auf gar keinen Fall«, sagte Annie.

»Was haben Sie denn?«

»Ich hab gerade hundert Pfund abgehoben, aber damit muss ich

auch noch Lebensmittel kaufen.« Sie errötete leicht und verlagerte ihr Gewicht.

»Sie haben vier Minuten, um sich zu entscheiden, sonst war's das.«

»Ich geb Ihnen fünfundsiebzig – das ist mein letztes Wort«, hörte sich Annie sagen.

Ralph zögerte, streckte seine Hand aus und sagte: »Fünfundsiebzig. Her damit. Schnell.«

2. Kapitel

Ich wusste, dass ich gerettet werden würde, aber nicht, dass es fünfzig Jahre dauern sollte. Es hätte Suchmannschaften geben müssen, Bataillone und Legionen. Warum? Weil ich unbezahlbar bin und außerdem das Meisterwerk, das eine neue Kunstrichtung begründete. Zudem gelte ich als die größte, bewegendste und aufregendste Darstellung der Liebe.

Inspiriert wurde ich durch tief empfundene Freude, Hoffnung und Glück, doch meine dekorative Komposition täuscht über eine gepeinigete Seele hinweg, die sich berauscht hat am geheimnisvollen Gift der Verzweiflung. Leider, und ich kann nichts dafür, übe ich eine seltsame, unberechenbare Macht auf Männer und Frauen aus – manchmal wirke ich inspirierend und lebensbejahend, manchmal das Gegenteil. Ich bin gleichermaßen Kind und Elternteil der Tragödie.

Zurück ins Hier und Jetzt. Stellen Sie sich vor, Sie müssten in Gesellschaft von allerlei Korbmöbeln, altem Porzellan und billigen Reproduktionen bei einem Trödelhändler ein trauriges Dasein fristen. Ich bin durchaus kein Snob, aber alles hat seine Grenzen. Ich habe keine Lust, mich mit Nachttöpfen und falschen Perlenketten herumzuschlagen. *Non!* Ich bin Luxus gewohnt, raschelnden Taft und Damasthandschuhe, flackernde Kerzen, den Glanz von Mahagoni, den zarten Duft von Rosenwasser und Bienenwachs, das Knirschen von Kies und das Raunen von Höflingen. Kein armseliges Kämmerlein unter nackten Birnen, kein grünliches Licht, das sich durch schmutzverkrustete Scheiben quält. Der Laden hat sich äußerst schädlich auf meine empfindliche Leinwand ausgewirkt, hat Sporen und Schimmel erzeugt. Ganz zu schweigen vom Zigarettenrauch und den menschlichen Ausdünstungen, die wie Blätterteigschichten in der abgestandenen Luft hingen.

Es ist nicht das erste Mal, dass ich so vernachlässigt wurde. Die Menschen sind so überaus kapriziös, Sklaven ihrer Lust und Launen. Sie sind zum ewigen Dilettantismus verurteilt – sie leben nicht lange genug, um mehr zu sein. Was kann man in nur siebzig oder achtzig Jahren schon erreichen? Die erste Hälfte ihres Lebens ist geprägt von Hektik und Wollust. Danach dreht sich alles darum, am Leben zu bleiben.

Ich bin dreihundert Jahre alt. Da vor gut vierzigtausend Jahren die ersten Gemälde von Menschenhand entstanden, bin ich kunsthistorisch betrachtet noch ein Küken, doch in puncto Erfahrung bin ich gleichsam eine marinierte Gans. Ich habe in den prächtigsten Palästen und Salons von Europa, Russland, Skandinavien, ja sogar von Amerika einen Ehrenplatz eingenommen, bin von Adligen und Kunstkennern besessen und verehrt worden. Gelegentlich, traurigerweise, hat eine kapriziöse neue Mätresse oder jemandes kritische Bemerkung dazu geführt, dass ich von der Wand genommen und in Dienstbotenkammern oder Lagerräume verbannt wurde.

Diesmal war es anders. Ich war wirklich und wahrhaftig verloren.

Ich stand in Bernoffs Laden und wurde immer einsamer. Die Annahme, dass Menschen das Monopol auf Kommunikation haben, zeugt von Arroganz – wir Bilder unterhalten uns durchaus mit Gleichgesinnten. Aber versuchen Sie mal, mit einer Kuchenform oder einem Keramikkrug gepflegte Konversation zu machen. Letzterer stammte aus dem ordinären Londoner East End – bei ihm ging es immer nur um Fußball, Straßenraub und Tändelei. Das färbt ab, wissen Sie. Bisweilen rutschte mir tatsächlich eine Unflätigkeit heraus. Meine Muttersprache ist das Französisch der Zeit vor der Revolution, aber ich habe auch in Spanien, England, Russland, Deutschland und Italien gelebt. Aus meinem einst höfischen Vokabular ist ein schrecklicher Bastard namens *Français* geworden, der mehrere Jahrhunderte überspannt.

Dennoch, als Meisterwerk entwickelt man eine gewisse Kaltblütigkeit, geboren aus dem Glauben an den Sieg der Vortrefflichkeit. Was sind schließlich ein paar Jahrzehnte, wenn Jahrhunderte vor einem

liegen, in denen man inspirieren, gefallen und belehren kann? Es war lediglich eine Frage der Geduld: Früher oder später würde jemand zur Tür hereinkommen und meinen wahren Wert erkennen. Und dann geschah es; gleich zweimal an ein und demselben Tag. Die erste Sichtung war gespenstisch. Ich hatte gedacht, ich würde ihn nie wiedersehen. Diese blassblauen Augen – diese hektischen Seitenblicke und diese großgewachsene Gestalt, kaum verhärtet oder gebeugt unter der Last der Zeit. Ich hasste ihn damals; ich hasse ihn heute. Ich wusste, dass er schon seit vielen Jahren nach mir suchte. Aus irgendeinem Grund erwarb er mich nicht auf der Stelle, schob mich stattdessen hinter einen Gummibaum. Dieser Fehler sollte ihm zum Verhängnis werden.

Nur wenige Stunden vergingen und eine junge Frau kam herein, ein schmales Ding, offenkundig mittellos und in Kunstfragen unbewandert. Ich ahnte Böses. Ich habe Antennen für so etwas entwickelt. Doch was nützt einem die Intuition, wenn man weder laufen noch schreien kann?

Es war ein ganz gewöhnlicher Samstagmorgen bei Bernoff. Der Alte hatte sich freigenommen und sein Würstchen von einem Sohn Ralph hütete den Laden. Dieser abscheuliche Mensch (und ich kann Ihnen sagen, das ist noch geschmeichelt) studierte die Wettquoten. Abgesehen von den drallen Blondinen in den billigen Stoffen, die er hin und wieder hastig, schwitzend und geräuschvoll auf dem Aktenordner nahm, waren Pferderennen das Einzige, was sein Blut in Wallung brachte. An jenem Tag flimmerte das Rennen in Cheltenham über seinen kleinen Farbfernseher auf dem Schreibtisch. Alle paar Minuten klingelte das Telefon. Es war sein sogenannter Kumpel, Gaz. Was er von diesem halte. Was mit dem Jockey sei. In Haydock schlecht gelaufen. Genau wie jeden Samstag. Gaz pries ihm einen Braunen an mit Namen Spinnaker, der um fünfzehn Uhr dreißig ins Rennen gehen sollte. Allein, Ralph hatte seinen Wochenlohn bereits in der Kneipe durchgebracht. Er tat wie immer, wühlte sich durch Schubladen, die Manteltaschen seines Vaters und die Dose mit dem Wechselgeld. Der alte Herr war nicht auf den Kopf gefallen; da war

nichts zu holen. Spinnaker war eine todsichere Sache, klarer Fall. Ralph fluchte. Es war vierzehn Uhr dreißig. Er begann seine Freunde anzurufen und herumzufragen, ob man ihm nicht einen Zehner leihen könne. Auch die Freunde waren nicht auf den Kopf gefallen.

Es klingelte und schepperte, die Tür ging auf. »Verdammt Dreck«, grummelte Ralph zu Gaz ins Telefon, »schon wieder jemand, der meine Zeit verschwendet.« Schweigen. »Was weiß ich, wahrscheinlich eine Oma, die ein Kissen für ihre Katze sucht.« Schweigen. »Samstags kaufen die Leute nie etwas.«

Ich sah, wie die junge Frau zwischen den Tischen umherging, die sich alle unter der Last des ungewollten Plunders bogen. Sie nahm ein wohl älteres gebundenes Buch zur Hand, bevor sie an einen anderen Tisch ging und eine Schachtel begutachtete, recht hübsch, mit Intarsien. Ihr Blick fiel auf mich, sie näherte sich mir und schob den Gummibaum zur Seite.

»Darf ich?«, sagte sie zu Ralph.

»Nur zu.« Er blickte nicht einmal auf. Sehr behutsam zog mich die junge Frau von meinem Aktenschrank, weg von der Topfpflanze, und ging mit mir ans Fenster. Ich sehe in letzter Zeit nicht mehr so gut: Zwei Schichten Firnis und die Kettenraucherei haben meine Oberfläche ziemlich eingetrübt. Sie sah mich genau an, sehr genau. Es ist lange her, seit ich gebührend bewundert worden bin. Ich muss sagen, es tat gut. Ich warf einen Blick auf ihre Finger. Kein Ring. Das hätte ich mir denken können. Entweder ein Flittchen oder eine verzweifelte *jeune fille à marier*; jede Wette, dass sie mittellos war, also machte ich mir in dem Moment keine allzu großen Sorgen.

Ich wurde wieder hinter die Pflanze geschoben und schauderte ein wenig vor Erleichterung. Plötzlich sprang Ralph auf, riss mich vom Schrank und rannte mit mir auf die Straße und dem Mädchen nach. Sie wollte mich eigentlich nicht kaufen. Ich wollte eigentlich nicht von ihr gekauft werden. Es folgte ein oberflächliches Feilschen, dann fischte sie in ihrer Tasche: Heraus kamen eine alte Puderdose, ein Notizbuch, zwei Schlüsselbunde, Lippenpflege, ein Mobiltelefon, ein Kugelschreiber ohne Deckel, ein halber Schokoladenriegel und ei-

nige Zettel. Schließlich förderte sie eine abgewetzte lederne Geldbörse zutage, die sich vor Quittungen und Fotografien beulte. Sie zählte das Geld, eine lächerliche Summe – es war beschämend.

Was ging mir dabei durch den Kopf? Das werden Sie sich wohl fragen. Von Freudensprüngen kann jedenfalls keine Rede sein. Ralph Bernoff und ich waren durchaus keine Freunde. Ich hatte genug von seinem Gequalme, dem Laden, dem Fernsehapparat, aber ich hatte mich daran gewöhnt und fühlte mich bei ihm geborgen. Von diesem schwächtigen Ding wusste ich nichts. Oder von dem Jungen, der Geburtstag hatte. Wer weiß, was das für Leute waren. Was die so trieben im Leben.

Ich hatte einen kleinen Traum. Eines Tages geht die Tür auf, es macht klingelnd, und ein ernst wirkender Herr tritt ein. Er trägt einen weichen Tweedanzug und hat die typische halbmondförmige Goldrandbrille auf der Nase. Er richtet den Blick auf meine Oberfläche und weiß Bescheid. Tage später kommen andere Männer, Kunsthändler, fassen mich mit weichen weißen Handschuhen an und betten mich behutsam auf ein rotes Samtkissen. Von bewaffneten Wachen werde ich an einen besonderen Ort gebracht, ein Museum mit Mahagonivertäfelung und dicken Teppichen, und dort werde ich ausgestellt und nehme Experten in Empfang, die ihrer Begeisterung Ausdruck verleihen. Ich werde behutsam gereinigt und ziehe in einen anständigen Rahmen um. Das Beste dabei: Ich werde wieder mit anderen Werken meines Meisters vereint.

Wie immer hatte ich jedoch keinerlei Einfluss darauf, wie es weiterging, war ich doch stets das Opfer menschlicher Launen.

Ralph stopfte mich in eine Plastiktüte, reichte mich dem Mädchen und schoss in Richtung des nächsten Wettbüros davon. Ich hörte, wie das Mädchen leise mit den Zähnen klapperte, während sie mich in ihren Fahrradkorb stellte. Es nieselte. Kalte Tropfen landeten auf dem durchsichtigen Plastik, wodurch ich noch schlechter sehen konnte. Das Fahrradschloss wurde aufgemacht, sie stieg auf ihr Rad und los ging's, mit eiskaltem Gegenwind. Es war eine ganz neue Erfahrung, inmitten dieser grummelnden, knirschenden

und kreischenden Ungeheuer zu sein. Dröhnend überholten sie uns, sogen uns fast hinein in ihre riesigen feuchten schwarzen Räder. Sie bewegte sich mit dem Fahrrad wie Peter der Große zu Pferd: rücksichtslos, schnell, anmaßend und angstfrei. Ich habe viele prekäre Situationen überstanden, aber einen so holprigen Ritt erlebte ich zuletzt, als ich mit Philipp und Isabella über die Pyrenäen reiste, nachdem die beiden aus dem Escorial vertrieben worden waren und ihre größten Kunstschätze auf Maultieren in Sicherheit brachten.

Nachdem wir uns zehn Minuten lang durch den Verkehr geschlängelt hatten, durch gefüllte Schlaglöcher, vorbei an hupenden Autos, schimpfenden Männern, bellenden Hunden, eine endlose Kakophonie, kamen wir in einer etwa zehn Meter langen Gasse zu einem Markt mit bergeweise Waren auf hölzernen Tischen unter gestreiften Markisen, die in der feuchten Luft glitzerten. An einigen Ständen hingen noch weihnachtliche Lichter und Dekorationen. Künstliche Fröhlichkeit schwebte über dem Ort wie billiges Parfüm.

»Na, Liebes, Weihnachten gut überstanden?«, fragte jemand. »Wie war's in der Karibik?«

»Ich war hier und hab für eine Freundin eine Pute gemacht«, erwiderte das Mädchen und wählte sorgsam ein paar Tomaten aus.

»Wie wär's mit uns beiden, heut Nacht ein bisschen kuscheln?«, rief ein anderer.

Das Mädchen antwortete nicht.

»Es kommt'n kalter Nordwind – nicht, dass du's bereust.«

»Sind die Tomaten hier frisch?«, fragte sie, um von den Späßen der Männer abzulenken.

»Klar sind die frisch, schließlich ist Januar, mein Engel.« Der Mann lachte schallend.

Sie war bekannt und beliebt auf dem Markt. Zwei Händler wollten gern mit ihr ausgehen. Einer reichte ihr eine Gratistüte Orangen. Die meisten nannten sie Annie. Dass sie keinen Beinamen oder Titel hatte, ließ nichts Gutes ahnen. Meine Wenigkeit war selten Eigentum eines Menschen ohne Klasse oder gesellschaftlichen Stand. Ich bin kein Snob; mein Meister war gewiss kein Hochwohlgeborener,

aber ein Titel suggeriert doch Wohlstand, gute Kinderstube und Sicherheit. Eine Königin mit Namen Annie ist mir bislang noch nicht über den Weg gelaufen.

Sie brauchte eine Ewigkeit, um Obst und Gemüse auszuwählen, sie fühlte und roch an allem; es musste perfekt sein. Sie brauchte länger für den Kauf einer Kartoffel als für mich. Sie fragte bei allem nach seiner Herkunft – ob der Marktverkäufer wisse, woher die Ware stamme, wo sie geerntet worden sei. Man hätte meinen können, dass die Leute nur ihres hübschen Gesichtes wegen so nachsichtig mit ihr waren. Beim Fleischer überlegte sie hin und her, konnte sich aber statt Rinderfilet nur ein Stück Fleisch leisten, das Bavette heißt und von dem ich nun weiß, dass es gut schmeckt und preiswert ist.

Immerhin steckte das Mädchen das Fleisch, die Kartoffeln und die anderen Waren nicht zu mir in die Plastiktüte; man muss schon für die kleinen Dinge dankbar sein. Die Händler legten ihr ein paar Waren zurück. Ich muss zugeben, ich mochte sie. Sie hatte eine angenehm rauchige Stimme, die dadurch entstand, dass sie vor dem Reden viel Luft einsog. Sie hatte nie gelernt, mit dem Zwerchfell zu atmen, und ihre Kurzatmigkeit erweckte in mir den Eindruck, dass sie zu Panikattacken neigen könnte. Ihr Akzent war klassenlos, zweifellos Englisch, und immerhin sprach sie in abgerundeten Sätzen und nicht in dieser hässlichen Kurzform, die ich bei Bernoff erdulden musste. Sie hatte allerdings diese schreckliche, moderne Angewohnheit, die Wörter übereinanderpurzeln zu lassen, um jeden Satz möglichst schnell zu beenden.

Schließlich radelte sie mit mir nach Hause. Wie wir das schafften, weiß ich nicht; es war holprig, laut; mehr als einmal bremste ein Auto mit quietschenden Reifen, um einen Zusammenstoß zu verhindern. Sie wurde ihres Fahrstils wegen beschimpft. Sie schien unbeschwert. Es war besorgniserregend.

Wir kamen an, sie schloss die Haustür auf. Stellen Sie sich meine Enttäuschung vor: kein Personal, um sie zu empfangen, nicht einmal ein alternder Hausdiener. Ein sehr schlechtes Omen. Wir gingen die Treppe hinauf, immer höher und höher. Ich zählte zwei, drei, vier,

dann fünf Stockwerke. Sollten Sie die romantische Idee hegen, Künstler liebten Mansarden, kann ich Sie eines Besseren belehren. Das ist Unfug. Künstler sind genau wie alle anderen – sie wollen die größten Räume. Bis man unterm Dach ist, wo die Dienstboten wohnen, sind die Fußleisten für gewöhnlich keine zehn Zentimeter hoch und die Decken abgeschrägt und niedrig. Das war das Erste, was mir auffiel, als mich das Mädchen aus der Plastiktüte fischte. Keine gute Entdeckung; ein Mensch von sehr niederem Stand hatte mich erworben. Wie ich wieder und wieder erklären werde, hängt mein Überleben von günstigen Umständen ab; Kriege, Hungersnöte, Armut, Wetter, Mode und andere Gottlosigkeiten lehren einen das Fürchten.

Ich wurde auf einen klapprigen Holztisch gestellt, und von dort aus konnte ich mein neues Zuhause ausgiebig in Augenschein nehmen. Das Zimmer hatte die Länge und Breite des Hauses und war in vulgärem Gelb gestrichen. Die Decken waren niedrig; für einen Rubens wäre kein Platz gewesen, einen Veronese hätte man achteln müssen. Zu drei Seiten gab es Fenster (Sonnenlicht ist für uns Gemälde eine weitere Gefahr). Durch die offene Tür fiel mir ein ungemachtes Bett ins Auge. Auf einer Seite des Bettes war geschlafen worden; die andere war noch recht ordentlich. Offenbar lebte sie allein. Ich bemerkte, dass die Matratze auf Holzplanken und Ziegelsteinen ruhte. Auf der ungemachten Bettseite lagen auf einer Obstkiste haufenweise Bücher. Ich hatte zwar keine sehr gute Sicht, es schien mir aber so, als beschäftigte sich jeder einzelne Band mit dem Thema Kochen.

Es gab keine Kunst, um mir Gesellschaft zu leisten. Wenigstens deutete nichts auf ein Kind hin; Kinder sind mir ein Gräuel. Einmal bewarf mich der Dauphin, der elende Sohn und Erbe Ludwigs XIV., ein Winzling, ein Holzkopf auf Plattfüßen, im Zuge eines Wutanfalls mit einem Ball! Wenn Sie mich fragen, sollten Kinder weder gehört noch gesehen werden.

Am anderen Ende des Raums befand sich eine Nische mit Kochgeräten: ein weißer Metallkasten mit Drehschaltern, eine Edelstahlspüle unter dem Fenster, von dem man einen Blick über die Dächer

hatte. Zu beiden Seiten waren Regalbretter, auf denen sich ein Wirrwarr aus Töpfen, Pfannen und Porzellan stapelte. Zwei alte Lehmkrüge enthielten ein wildes Durcheinander von Kochutensilien, Messern und Gabeln. Kleine Schränke zu beiden Seiten des weißen Kastens waren voll mit allerlei Päckchen und Trockenvorräten. Es gab nur wenig Dekoratives. Der Boden war aus Holz, weiß gestrichen, aber sehr abgelaufen, und vor den zwei kleinen Sesseln mit den Wolldecken über der Lehne lag ein blau-weißer Teppich. Auf einer weiteren Holzpalette stand ein Farngewächs in einem Terrakottatopf.

Während sie den Einkauf auspackte, hatte ich Gelegenheit, mir meine neue Herrin etwas genauer anzusehen. Sie war ein Strich in der Landschaft; nicht größer als ein Meter sechzig. Sie trug entsetzliche Kleidung, diese weiten Hosen mit den Taschen und einen Pullover, der mit leuchtend rosa Garn unfachmännisch an den Ellenbogen geflickt war. An den Füßen trug sie hellbraune Stiefel mit Keilabsatz. Sie hatte wunderbare Haut und eine Wolke von rotbraunem Haar, das ihr Gesicht auf einnehmende Weise umrahmte. Etwas später saß sie da und sah mich forschend an, und ich konnte sie besser betrachten. Das Mädchen war keine klassische Schönheit, keine Mona Lisa und keine Venus von Milo, aber doch, sie hatte etwas. Große grüne Mandelaugen, vollendet gebogene Brauen, weiße Zähne, ein leicht angeschlagener Schneidezahn. Ihr Mund war etwas zu breit, aber von einem schönen tiefen Pflaumentönen. Ihre Haut war so blass, dass sie leuchtete wie weicher Marmor. Das Gesicht war ein wenig lang geraten, aber das gab ihr etwas Ernstes und Nachdenkliches. Dann lächelte sie. Liebe Güte, ich musste zugeben, sie war wirklich bildhübsch.

»Was du wohl schon alles erlebt hast?« Sie redete mit mir wie schon lange keiner mehr. Mein Craquelé strahlte vor Freude. »Ich wünschte nur, man könnte dich besser erkennen. Ist es das Alter, oder ist das nur Schmutz? Dieser Mann im Gras, der bewundernd auf die tanzende Frau schaut, hat etwas sehr Rührendes. Sie ist gar nicht so an ihm interessiert, oder? Sie sieht uns an, während wir sie ansehen, und

sie kriegt gar nicht richtig mit, was er denkt, oder es kümmert sie einfach nicht. Sie ist seine Inspiration, er ist sehr in sie verliebt, oder? Wo sind die beiden überhaupt? Sieht aus wie eine Waldlichtung. Aber die Sonne kommt von links, ein schönes gesprenkeltes Licht. Ist das ein Gespenst da in der Ecke? Oder eine Wolke?»

Sieh an. Sie hatte den Blick! Das Herz. Sie mochte zwar arm sein wie eine Kirchenmaus, aber sie hatte das Wissen, nicht wahr? Sie spürte, ja sie *empfand* meine Größe. Ja, auch ich will geliebt und bewundert werden.

Sie sah auf die Uhr an der Wand, sprang auf und schimpfte mit sich selbst. Sie musste sich an die Arbeit machen. Offenbar stand ein besonderes Ereignis bevor. Sie griff in einen Schrank und nahm ein weißes Tuch heraus. Kein Leinen, kein Damast. Sie breitete es über den Tisch und strich behutsam die Ecken glatt. Sie fischte ein paar Messer und Gabeln aus einem Gefäß und wischte sie mit der Unterseite des Tischtuchs ab. Nun ja, nicht die feine Art. Sie nahm vier Emailletassen vom Regal und arrangierte in jeder Tasse ein kleines Sträußchen Weihnachtsnarzissen. Das erinnerte mich an Marie Antoinette, die ein Faible für Narzissen hatte. Zwei Weingläser wurden poliert und einander gegenüber auf den Tisch gestellt. Sie schnürte eine rote Schleife um zwei rosa Servietten und legte sie nachlässig zwischen die Messer und Gabeln. Was ist das nur mit der Jugend von heute? Was ist denn so verkehrt an einem klassischen Tischarrangement, warum kann man die Dinge nicht einfach richtig machen? Immerhin, es hatte einen Hauch von Kreativität und sah festlich aus.

Sie nahm das Fleisch aus der Tüte, massierte Gewürzpulver hinein, legte es in eine Schale und bedeckte es mit einem Tuch. Dann verschwand sie in einem kleinen Nebenraum, und kurz darauf hörte ich das Plätschern von Wasser. Als sie aus dem Badezimmer kam, erhaschte ich einen Blick auf ihr nacktes blasses Fleisch – lange Gliedmaßen – Tizian hätte sich mit Grausen abgewandt. Velázquez' Venus von Rokeby hätte einen Lachanfall bekommen beim Anblick dieser Konkurrenz.

Ich sah ihr beim Ankleiden zu. Sie wählte eine weiße Seidenbluse und eine lilafarbene Samthose, die an den Knien durchgescheuert und an einem Bein geflickt worden war. Warum denn nicht ein hübsches Kleid? Sie verdrehte und zähmte ihr langes Haar zu einem Knoten und sicherte ihn mit einem Essstäbchen. Warum denn keine Haarnadel? Dennoch, sie sah besser aus als vorher.

Ich habe sehr viel Zeit in Bankettsälen, Prunkzimmern und Boudoirs verbracht (oh là là, ich könnte Ihnen Geschichten erzählen vom Liebesleben der Könige und Königinnen), aber noch nie war ich in einer Küche gelandet und konnte den Domestiken bei der Arbeit zusehen. Ich muss sagen, es war vergnüglich; sie kochte wie ein Orchesterdirigent, nur dass sie statt des Dirigentenstabs mit blitzenden Messern und Holzlöffeln hantierte. Ihre Hände flogen wie Schwalben über die Töpfe und das dicke Schneidebrett hinweg. Gemüse wurde in schmale Streifen geschnitten, Eiweiß steif geschlagen. Mein Mädchen hatte ein Auge auf ihre Soßen, lockte und rührte und streute eine Messerspitze Salz und fein gehackte Kräuter hinein. Schließlich wurde aus den Eiern eine schaumig glänzende Masse, die mit zwei Löffeln auf mehrere rubinrote Fleischstreifen gehoben wurde.

Marie Antoinette, meine einstige Herrin, heuerte stets Heerscharen von Konditoren an; ein Mädchen hatte ganz allein die Aufgabe, den Kuchenteig beim Gehen zu überwachen. Ihre Bemerkung, sie möchten doch Kuchen essen, war völlig aus dem Zusammenhang gerissen. Es war als Kompliment gedacht. Kein Brot im Haus? Na wenn schon! Kuchen schmeckte ohnehin viel besser. In Anbetracht der Umstände war das zugegebenermaßen etwas absurd, aber es waren eben andere Zeiten.

Annie stellte im ganzen Zimmer Kerzen auf, auf die Fensterbretter, Beistelltische, den Kaminsims und Kaminboden, zündete sie an und schaltete das Licht aus. Draußen wurde es dunkel, und nur noch das schwache orangefarbene Licht der Straßenlaternen drang durchs Fenster.

Der Erwartete, wer immer es war, ließ auf sich warten. Ließ lange auf sich warten. Sie konnte nicht stillsitzen. Sie arrangierte die Messer

und Gabeln neu. Sie entkorkte den Wein und schenkte sich ein Glas ein. Dann noch eins. Ich hörte irgendwann auf zu zählen, wie oft sie ans Fenster ging und nach unten sah.

Mein Herr war damals genauso, wenn er *sie* erwartete. Sie kam immer zu spät, wenn sie denn überhaupt kam. Mein Herr versuchte dann zu malen, er nahm einen Pinsel und trat vor seine Staffelei. Man sah, wie er versuchte sich zu sammeln, doch immer wieder lief er von der Palette zur Treppe, dann zum Fenster und zurück.

Das Mädchen warf einen Blick auf die Uhr. Sie ging hin und her. Ein paarmal nahm sie ihr Telefon, begann Ziffern einzugeben, legte den Apparat wieder hin. Sie schenkte sich ein drittes Glas Wein ein, dann ein viertes. Im Kerzenlicht erkannte ich gerötete Wangen, ein neues Glitzern im Auge. Sie suchte etwas in einer Schublade und nahm ein Päckchen Zigaretten heraus. Ach herrje. Dass sie Raucherin war, hätte ich nicht gedacht. Sie steckte sich eine Zigarette an und inhalierte tief. Sie musste husten und warf den Stummel in den Kamin. Die Kerzen waren heruntergebrannt. Einige waren ausgegangen. Der Gast würde nicht mehr kommen. Um das zu erkennen, brauchte man nicht die Erfahrung von dreihundert Jahren.

Sie stand im Zimmer und begann zu schwanken. Ihre Beine bewegten sich und sie streckte die Arme zu beiden Seiten aus, als wollte sie die Luft von sich fortdrücken. Ein leises trauriges Stöhnen entwich ihrer Kehle und steigerte sich zu einem animalischen Heulen. Je lauter das Heulen wurde, desto stärker zuckte und wand sie sich wie ein junger Baum im Sturm. Wie gebannt starrte ich hin. Beim Tanzen warf sie im Licht der Kerzen Schatten gegen die Wände. Sie verlor sich in immer wilderen Zuckungen. Ihr Atem ging schneller und heftiger. Genauso plötzlich, wie sie begonnen hatte, hielt sie inne, sank auf die Knie und legte ihren Kopf auf den Boden. Ich hörte ein seltsames und unheimliches Geräusch, wie der Wind, der durch den Türspalt fegt, oder ein Kind, das Oboe spielt. Doch es kam von ihr. Sie weinte. Es war herzerreißend. Eine ähnliche Szene hatte ich schon einmal erlebt, damals bei meinem Herrn, als *sie* ihm eröffnete, sie werde ihn niemals heiraten.

Das Mädchen lag auf dem Fußboden, wiegte sich hin und her, drückte sich die Knie an die Brust, rollte sich eng zusammen, die Stirn an den Knien. Sie weinte, bis das erste zarte Morgenlicht über die Dächer kroch und ein einsamer Vogel zu singen begann.

3. Kapitel

Annie erwachte am späten Nachmittag, öffnete ein Auge und beobachtete, wie die Strahlen der untergehenden Sonne durchs Fenster und über ihr Bett krochen und ihre weiße Tagesdecke in goldenes Rot tauchten. Ich bewege mich einfach nicht, dachte sie, dann tut mir der Kopf vielleicht nicht so weh. Sie fuhr mit der Zunge über ihren oberen Gaumen – er war pelzig und schmeckte metallisch. Sie warf einen Blick auf ihr Telefon – schon vier, und keine versäumten Anrufe, keine Mails, keine SMS. Zumindest hat der Sonntag nur noch wenige Stunden, dachte sie und taumelte ins Bad. Sie stand vor dem Spiegel über dem Waschbecken; ihr Spiegelbild war der reinste Hohn. Kein Wunder, dass er nicht aufgetaucht war, kein Wunder, dass dich alle verlassen, sagte sie sich und starrte auf ihre strähnigen Haare, die rot verquollenen Augen und die fleckige Haut. Sie drehte den Hahn auf, ließ das Wasser laufen, bis es eiskalt war, und benetzte sich das Gesicht.

Im Spiegel sah sie das Bild, das gegen die Kommode gelehnt war. Es wirkte leblos und spöttisch zugleich. Was hab ich mir bloß dabei gedacht? Fünfundsiebzig Pfund? Ein Wahnsinn. Reiß dich zusammen, oder lass dich irgendwo einliefern. Gleich morgen früh bring ich's zurück, vergesse diesen Robert und verbanne Desmond in den hintersten Winkel meines Gedächtnisses. Sie nahm sich, nicht zum ersten Mal übrigens, verschiedene Dinge vor; ganz oben auf der Liste stand: Enthaltensamkeit. Sie würde sich bei ihren Dating-Portalen abmelden und einfach akzeptieren, dass sie ein glücklicher Single war. Zweiter Punkt: keinen Alkohol; sie war offensichtlich kurz davor, sich in ihre Mutter zu verwandeln. Dritter Punkt: von jetzt an nur noch gesunde Sachen essen und Koffein und Zucker vom Speiseplan streichen. Körper und Geist mussten aufgerüttelt werden. Ja, sie brauchte

einen Neuanfang. Schlechte Erfahrungen für positive Veränderungen nutzen. Vierter Punkt: aufhören, immer so selbstkritisch zu sein.

Ihr Körper lechzte nach Kohlenhydraten, um dem Kater entgegenzuwirken. Sie entdeckte die ungegessene Mahlzeit auf dem Tisch und beschloss, ihre Resolutionen auf Montagfrüh zu verschieben. Schmeckt kalt bestimmt sowieso besser, dachte sie und schob sich einen Löffel klumpigen Kartoffelauflauf und ein Stück Bavette in den Mund. Wenn er das hätte essen müssen, hätte er mich verlassen, dachte sie. Sie verschlang das Essen in aller Hast, als Ausgleich für die schlechte Qualität.

Roberts Frau musste sich zurückgemeldet haben: die ersehnte Ver-söhnung. Sein größter Wunsch war es, mit ihr und den gemeinsamen Kindern wieder vereint zu werden – daraus hatte er keinen Hehl gemacht. Sie sollte versuchen, sich für ihn zu freuen; Robert war nur eine Zwischenlösung gewesen, um Desmond schneller zu vergessen.

Sie nahm ihre abgewetzte kleine Kaffeekanne vom Schrank, schraubte den Deckel ab, füllte den unteren Teil mit Wasser und gab vorsichtig ein paar Löffel frisch gemahlene Kaffees in den oberen Teil. Das Gewinde war abgenutzt und man musste die Kanne ganz fest zudrehen, damit das kochende Wasser nicht seitlich hervorblubberte. Desmond hatte ihr immer wieder nahegelegt, sich eine neue Kanne anzuschaffen oder besser noch, ganz mit dem Kaffeetrinken aufzuhören. Er wolle nicht, dass sich seine *Liebste* ihre Gesundheit ruiniere. Um ihn zu beschwichtigen, hatte Annie ihre Kaffeesucht gezügelt und die Kanne ganz nach hinten in den Schrank verbannt. Als sie von Tavistock nach London zog, zählte die Kanne zu den wenigen Gegenständen, die sie mitnahm.

Vor Desmond hatte es sechzehn Jahre Leben gegeben, und dann nochmal vierzehn Jahre mit ihm zusammen. Ihr gesamtes Erwachsenenleben hatte sie mit ein und derselben Person verbracht. Bis zu ihrer Trennung vor zwölf Monaten war er ihr einziger Mann gewesen, ihr bester Freund und ihr Geschäftspartner.

Ob sie eigentlich wisse, wie glücklich sie sich schätzen konnten, einander gefunden zu haben, fragte Desmond jeden Morgen. Ob ihr

klar sei, dass die meisten Sterblichen niemals wahre Liebe fänden; dass sie nur faule Kompromisse machten und mehr schlecht als recht durchs Leben kämen? »Ich bin der glücklichste Mann auf Erden«, sagte er jeden Abend zu ihr.

Die Kaffeekanne begann zu gurgeln, Dampf und kochendes Wasser schoben sich durch den Kaffeesatz, das Wasser färbte sich schwarz und schickte den Kaffeeduft durch den Raum. Annie hob den Deckel hoch, um zu prüfen, wie weit der Kaffee war. Ein Tropfen kochender Kaffee spritzte ihr gegen die Wange. Sie wich zurück und wischte sich mit dem Handrücken übers Gesicht. Wo waren die kühlenden Tränen, wenn man sie mal brauchte?

Was Desmond wohl gerade machte? Noch vor wenigen Monaten hatten sie am Küchentisch gesessen, Zeitung gelesen und dabei Dylan oder Neil Young gehört. Man konnte nach seinen Gewohnheiten die Uhr stellen. Jeden Sonntagmorgen waren sie zusammen laufen gegangen, immer den Pfad am Tavey-Fluss entlang, vorbei an der Brücke bei Grenofen und über den Lady's Hill; wer schneller zu Hause war, durfte als Erstes unter die Dusche. Nach einem gemeinsamen Frühstück gingen sie zurück ins Bett und liebten sich träge bis zum Mittag. Konnte man mit einem kleinen Baby eigentlich noch joggen gehen?, fragte sich Annie.

Die Kaffeekanne gab ein letztes Gurgeln von sich. Diesmal war sie vorsichtig. Sie wickelte ein Geschirrtuch um den Griff und goss die dampfende schwarze Flüssigkeit in eine Tasse. Sie ging mit der Tasse ans Fenster und sah hinaus. Eine gefleckte Katze schlich über einen Mauervorsprung, ein Farbkleck in mitten der grauen Stadtlandschaft. Die Dächer von Hammersmith, die schlammigen Farben hatten so gar nichts gemein mit dem Blick über die Bäume von Dartmoor mit seinen Grüntönen, den roten und gelben Äpfeln, und später dann den sanften Braun- und Orangetönen des Herbstes, die der Wind durcheinanderwirbelte. Beim Anblick der Katze, die sich um den Schornstein des Nachbarhauses schlängelte, musste Annie an die Schleiereule denken, die im Vogelhaus genistet hatte, das sie vor sieben Jahren selbst gebaut und an einem Baum in der Nähe ihres

Hauses in Devon befestigt hatte. Ob es die Eule wohl noch gab? Waren die Moorland-Ponys, die in den kargen Wintermonaten nach Futter suchten, wieder durch den Zaun gebrochen und hatten die Hortensien im Winterschlaf zertrampelt? Hier in Hammersmith gab es keine wilden Tiere, abgesehen von den Tauben, einem rüdigem Fuchs mit buschigem Schwanz und hin und wieder einer Maus.

Sie fragte sich, wer wohl jetzt in ihrem alten Haus lebte.

Sie hatte die Maklerin gebeten, ihr nichts zu erzählen – ihr einfach nur die Hälfte des Verkaufserlöses auf ihr Konto zu überweisen. Sie wolle die Sache so schnell wie möglich über die Bühne bringen. Bis alles geregelt sei, werde sie im Ausland sein.

In der Ferne konnte Annie in der Dämmerung die ersten Lichter auf dem Westway aufblitzen sehen. Unten auf der Straße stritten sich ein Mann und eine Frau; ein paar Blocks weiter heulte ein Autoalarm. Der Kaffee war inzwischen abgekühlt, aber so dickflüssig und bitter, dass sie nur winzige Schlucke nehmen konnte. Würde er ihren Kater, den Rotweinebel vertreiben? Zumindest lenkten die Kopfschmerzen davon ab, dass sie sitzengelassen worden war. Wie dumm von ihr, zu denken, dass es mit Robert hätte klappen können.

Sie warf einen Blick auf das Bild. Es war grotesk. Die Absurdität ihres Handelns entlockte ihr erst ein bitteres Lächeln, dann ein schallendes Lachen. Ein Vermögen hinzublättern für ein verdrecktes altes Gemälde, und das auch noch für irgendeinen Kerl, den man in einem Museum auf einer Speeddating-Party kennengelernt hat! Was käme als nächstes? Du bist verrückt, Annie McDee, komplett übergeschnappt. Sie sinnierte darüber, ob das Pferd des Ladeninhabers wohl gewonnen hatte. Wie hieß es gleich nochmal? Spinner? Spinnaker, oder so ähnlich.

Das Koffein begann seine Wirkung zu entfalten und erzeugte das bekannte kribbelige Gefühl, die leichte Nervosität, die erhöhte Herzfrequenz. Vielleicht sollte sie eine Runde laufen gehen. Bestimmt wäre kein Mensch unterwegs. Oder eine Freundin anrufen. Sich mal wieder melden. Sie wusste, dass viele Freunde gekränkt waren und

sich fragten, warum Annie keine ihrer Mails beantwortet hatte. Ein ganzes Jahr war vergangen, seit ihr Leben implodiert war. Für ihre alten Freunde hörte sich Annies Leben ziemlich glamourös an; ein halbes Jahr Indien und jetzt einen Job in London als Köchin für Carlo Spinetti, den renommierten Filmregisseur. Bei einem ihrer seltenen Gespräche hatte Annies beste Freundin Megan gemeint, Annie könne sich glücklich schätzen, nicht in irgendeinem Provinznest zu hocken und den ganzen Tag zu warten, bis die Kinder aus der Schule kämen, in einem Teufelskreis von Waschen, Kochen und Backen gefangen zu sein. Mit munterer, blecherner Stimme, die ihr selbst fremd war, stimmte Annie ihr zu. »Ja«, sagte sie, »es ist alles total toll. Ich habe das Gefühl, endlich richtig zu leben, ich genieße jede Sekunde. Ich wurde neu geboren, ich habe eine Chance bekommen, mich nochmal neu zu erfinden. Ich kann kompromisslos ich selbst sein.«

Sie hatte genug von dem ganzen Theater und wollte gefragt werden, wie es ihr *wirklich* ging, so weit weg von zu Hause, so abgeschnitten von allem. Ein paarmal hätte sie es Megan fast erzählt. Aber Annie wusste nicht, wo oder wie sie hätte anfangen sollen. Ich wohne alleine zur Miete auf der wenig angesagten Seite der Uxbridge Road. Ich fahre jeden Morgen mit der Central Line zur Arbeit. Ich arbeite meist bis spät, denn zu Hause erwartet mich nichts. Manchmal vergehen ganze Wochenenden, ohne dass ich mit jemandem rede. Mein Job klingt vielleicht glamourös, aber die Realität sieht anders aus. Wenn ich Glück habe, darf ich einen Teller Nudeln kochen oder Salat schneiden. Hauptsächlich mache ich Latte macchiatos und poliere Arbeitsflächen. Ich langweile mich so sehr, dass ich jede noch so niedere Zusatzaufgabe freiwillig übernehme – ich bin das Mädchen für alles. Mein Gehalt ist so lächerlich, dass es gerade mal für meine Miete und die laufenden Kosten reicht, und um alle drei Wochen mal in eine Bar zu gehen – allein, versteht sich. Ich bin auf mehreren Datingportalen angemeldet und habe mich ein paarmal mit Männern getroffen, aber das hat's nicht gebracht. Mein Arbeitgeber ist ein hochbegabter, lüsterner italienischer Filmregisseur, aber seit ich für

ihn arbeite, ist er in einer »Entwicklungsphase«, das heißt, er sitzt mittags ewig im Restaurant und verbringt die Nachmittage mit seiner aktuellen jungen Geliebten.

Wenn ich eines Freitagabends hier oben in meiner Dachwohnung sterben würde, würde es keiner merken; bis mein Arbeitgeber eine Tischreservierung oder seine Sachen aus der Reinigung bräuchte. In Devon konnte ich zu Fuß in die Kneipe gehen und kannte den halben Laden; hier kenne ich nicht mal die Leute in meinem Haus.

Wie sage ich meinen alten Freunden die Wahrheit?

Für andere könnte das ein tolles Leben sein; interessant, aufregend und vergleichsweise sorgenfrei. Das Problem ist, dass es einfach nicht das Leben ist, das ich haben will. Ich, Annie, sollte eigentlich zusammen mit der Liebe meines Lebens in einem kleinen Dorf bei Tavistock leben und unsere gemeinsame Firma leiten. Stattdessen bin ich auf halber Strecke aus meiner Geschichte hinausgeworfen worden und stecke jetzt im Leben einer fremden Person; ich will hier keine Sekunde länger sein. Ich bin zu alt, zu ängstlich für dieses Dasein.

Wie sage ich meinen Freunden, dass die Einsamkeit mich auf Schritt und Tritt verfolgt, dass mein Herz tonnenschwer ist, weil mir alles so trostlos vorkommt. Mein Kummer ist wie eine schwere Decke, mal hängt er mir an den Fingern, den Ohrfläppchen und Wimpern; er kann auch wie ein Felsbrocken sein oder wie ein Koffer, den ich irgendwie bewegen muss.

Annie trank ihren letzten Schluck Kaffee und fragte sich, was sie mit den nächsten Stunden anfangen sollte. Normalerweise ging sie sonntags in den Waschsalon. Sie mochte die Geselligkeit, den Lärm, das Geplauder von Magda, der polnischen Ladeninhaberin, die sich nach nur drei Jahren London in eine echte englische Nörglerin verwandelt hatte.

»Dieses Land geht vor Hunde. Pfund ist kein Zloty wert. Gibt keine Bildung. Überall Streik. Was ist das für Gesundheitssystem? Ich geh zurück nach Polen, dort anständige Menschen. Bügeln, oder nur falten?«

Hätte ich doch nur nicht schon am Mittwoch gewaschen, dachte Annie.

Manchmal, wenn das Wochenende allzu endlos war, machte Annie eine Fahrt mit dem 27er Bus von Shepherd's Bush nach Chalk Farm durch das breitgefächerte soziale Spektrum Londons: die Nobelgegend Holland Park, das Notting Hill der Banker, das Künstler- und Studentenviertel Bayswater, das irisch geprägte Paddington und die Marylebone Road hinauf durch Camden. Diese Fahrten waren billiger als Kino, und es war ohnehin viel amüsanter, sich Geschichten zu den Passanten und Mitpassagieren auszudenken. Einmal ging sie um die Ecke zur Pediküre, nur um mal mit jemandem zu reden; das Mädchen, das an ihren Füßen arbeitete, war jedoch eine Vietnamesin mit geringen Englischkenntnissen, und die Frau auf dem Platz neben ihr hatte während der ganzen Behandlung telefoniert.

Ein paar Straßen weiter lag eine kleine verborgene Gasse. Hinter einer Reihe Mülleimer, außerhalb des Einzugsbereichs der Knöllchenschreiber, wohnte ein Mann in seinem Auto. Es war ein kleiner weißer Ford Escort, und der Mann, wahrscheinlich Osteuropäer, hatte sich aus alten Zeitungen einen Sichtschutz gebastelt und den Beifahrersitz in ein Bett umfunktioniert. Wenn Annie auf dem Weg zur Arbeit daran vorbeikam, schlief er dort unter einer alten Wolldecke. Manchmal legte sie ihm ein Sandwich oder einen Apfel auf die Motorhaube. Sie fragte sich, ob diese Geste von echtem Mitgefühl zeugte oder ob sie einfach nur erleichtert war, jemand gefunden zu haben, dem es noch schlechter ging als ihr selbst.

Annie kaufte sich ein Buch mit Spaziergängen durch London und lief kreuz und quer durch die Stadt, um verschiedene Gegenden und kleine Läden und Kneipen zu erkunden. Immer gab es irgendwo einen Vortrag umsonst, oder verbilligte Kinokarten, aber je einsamer sie wurde, desto mehr schwand ihre Abenteuerlust.

Sie zog sich ihren dicken Mantel über, steckte den Hausschlüssel ein und verließ die Wohnung. Im Treppenhaus spielten ein paar Nachbarskinder mit einem Plastik-LKW und einer alten Barbiepuppe. Sie warfen ihr gleichgültige Blicke zu. Annie wollte ihnen

zulächeln, doch es hätte sich nicht gelohnt; außerdem war ihre Gesichtshaut so trocken, dass jede Bewegung wehtat. Draußen herrschte bittere Kälte, und sie nahm vorsichtige flache Atemzüge, hüllte sich enger in ihren Mantel und wünschte, sie hätte sich nicht für die Balletinas, sondern für festeres Schuhwerk entschieden. Vier Jugendliche kamen ihr in einer Front entgegen, die Kapuzen tief ins Gesicht gezogen. Annie wollte sie warnen, dass sie nichts zu bieten hatte außer Verzweiflung und ein bisschen Kleingeld. Kurz bevor sie zusammenstießen, teilte sich die Phalanx, und die Jungen machten ihr Platz.

»Hi«, sagte einer von ihnen leise. »Kalt heute, was?«

»Ja«, sagte Annie. »Sehr.«

Man sieht es mir an, dachte Annie, es würde sich nicht lohnen, mich auszurauben.

Sie ging durch ihre Straße in Richtung Uxbridge Road und spähte in die hell erleuchteten Souterrainwohnungen, wo Paare und Familien zugange waren, Kinder ihre Hausaufgaben machten; Mütter spülten Geschirr, Väter saßen am Computer. Sie versuchte, sich selbst mit Mann und ein paar Kindern vorzustellen, aber es ging nicht. In der Goldhawk Road lagen bergeweise schwarze Müllsäcke, die auf Abholung warteten. Ein weggeworfener Fernseher stand einsam neben einem roten Stöckelschuh. Ein Asiat, dick eingemummelt in Schal, Mütze und Schaffelljacke, machte gerade seinen Laden zu und mühte sich mit den schweren Schlössern und Eisenjalousien. Ein Straßenhund schloss sich Annie an und trottete munter neben ihr her, bis er einen kleinen Jungen mit einer dampfenden Fleischpastete entdeckte.

Durch ein Fenster sah sie ein Pärchen auf dem Sofa, sie hatten die Beine ineinander verschlungen und schauten einen alten Film. Nebenan saßen sechs Freunde noch beim Essen, drei leere Weinflaschen und die schmutzigen Teller waren zur Seite geschoben, sie lachten über eine gemeinsame Erinnerung oder eine witzige Bemerkung. Wie fanden Menschen zueinander, wie kamen sie zusammen, wie verliebten sie sich? War sie beziehungsunfähig geworden? Würde die

Einsamkeit fortan ihr einziger Begleiter sein? Sie ging weiter über den Marktplatz, der jetzt menschenleer war; nur ein Fuchs wühlte in den stehen gelassenen Stiegen und machte sich über die im Pflaster festgetretenen Lebensmittelreste her. Trotz der Kälte roch die Straße ekelhaft süß – mit schnellen Schritten ging Annie in Richtung Fluss, vielleicht wehte ja dort eine Brise.

Sie sah das Blaulicht, noch bevor sie in die schmale Straße bog. In der Abenddämmerung gaben die Lichtimpulse den weißen Reihenhäusern etwas Geisterhaftes. Sie ging auf den Feuerwehrwagen und die Polizeiautos zu und erkannte die Reihe der Läden, wo sie ihr Bild gekauft hatte. Zwanzig Schritte weiter sah sie, dass der Trödelladen völlig ausgebrannt war. Der Brand musste vor Stunden gewütet haben, denn jetzt stiegen nur noch dünne Rauchwolken aus der Asche auf, und die Feuerwehrleute standen herum und tranken Tee. Annies einziger Gedanke war: Wohin sollte sie jetzt das Bild zurückbringen? Plötzlich wollte sie nur noch eins: diese Bürde wieder loswerden, dieses Bild, dessen Kauf ihre ganze Verirrung, ihre mutwillig destruktiven Entscheidungen im Leben zusammenzufassen schien.

Um den Laden herum war alles abgeriegelt. Vor dem Eingang stand eine Polizistin und beäugte ein paar Jugendliche auf Fahrrädern, die sich über den Brand unterhielten.

»Ich wette, da ist 'ne ganze Familie draufgegangen.«

»Da kommt sicher nachher was drüber in den Nachrichten.«

»Meinst du auf *BBC*?«

»Guck doch mal auf Twitter – geht schneller.«

Annie ging zu der Polizistin hin. »Was ist passiert?«

»Die Brandursache wird zurzeit noch untersucht.«

»Hat der Ladenbesitzer eine Kontaktadresse hinterlassen? Kann man ihn irgendwo erreichen?«, fragte Annie. Sie musste Mr Bernoff finden und sich ihr Geld zurückgeben lassen.

»Kannten Sie den Verstorbenen?« Plötzlich wirkte die Polizistin interessiert.

»Den Verstorbenen? Oh, mein Gott, das heißt, er ist tot?« Schauernd sah Annie in die Asche.

»Würden Sie mitkommen und eine Zeugenaussage machen?« Die Frau hob das Plastikband, um Annie durchzulassen.

»Ich kannte ihn nicht wirklich, ich habe nur gestern hier was gekauft. Ein Bild. Ich wollte es zurückbringen. Ich hab's mir anders überlegt.« Annie konnte nicht glauben, welche Wendung die Ereignisse genommen hatten. Fünfundsiebzig Pfund – das nächste Mal würde sie einfach ein Streichholz nehmen und ihr Geld verbrennen; das würde eine Menge Zeit sparen. Dieser verfluchte Robert mit seiner verfluchten Exfrau. Und sie mit ihrer verfluchten Impulsivität.

Eine halbe Stunde später, nachdem sie die Kommissarin mit ihrem Mangel an Wissen enttäuscht hatte, machte sich Annie auf den Rückweg, doch die Wörter Brandstiftung, Totschlag, Mord und Motiv geisterten ihr weiter durch den Kopf. Sie war fassungslos angesichts der offenkundigen Willkür des Verbrechens und ihrer Nähe dazu. Gerade mal sechs Stunden nachdem sie den Laden verlassen hatte, war jemand eingefallen, hatte den Inhaber gefesselt, im Innern des Ladens Benzin verschüttet und einen brennenden Lappen hingeworfen. Der Laden hatte gebrannt wie Zunder. Altes Gerümpel fing schnell Feuer. Unglücklicherweise hatten die benachbarten Geschäfte früh zugemacht. Niemand hörte die Schreie des Mannes oder das Knistern der Flammen. Bis es zu spät war. Annie hüllte sich fest in ihren Mantel. Sie verwarf den Gedanken an einen stärkenden Spaziergang am Fluss; ihr Selbstmitleid war durch den Vorfall ein wenig relativiert worden.

Ihr Handy klingelte – eine unterdrückte Nummer. Bestimmt so ein nerviges Verkaufsgespräch, das keinem etwas bringen würde.

»Miss McDee?«

»Ja ...«, sagte Annie zögerlich.

»Sie sprechen mit der Polizeiwache Paddington Green. Wir haben hier eine Frau, die behauptet, Ihre Mutter zu sein. Sie hat heute Nacht so einiges behauptet, ziemlich verrückte Sachen zum Teil.« Der Mann klang erschöpft.

Annie blieb mitten auf der Straße stehen und sah hinauf in den Himmel. Ihr Kater, der angesichts des Brandes in den Hintergrund

